



P 1733

STAROSLOVAN

Heft 3.

Kremsier, am 15. September 1914.

II. Jahrgang.

Ortsgeschichtliche Etymologie.

V. Berlin.

Einen ungewöhnlich reinen Beleg für die Slavizität der ältesten Bewohner Brandenburgs bietet der Stadtname „Berlin“. —

Die Lokalgeschichte sagt im allgemeinen, dass hier die günstigen Übergänge über die Spree an sich für eine Ansiedlung einladend waren, und dass dieses Gebiet in den ältesten Zeiten von den Wenden bewohnt war. Jene Lokalität aber, die für den Uferwechsel günstig beschaffen ist, fördert einerseits wohl das Gedeihen der Ansiedlung, aber sie ist andererseits zugleich für den feindlich gesinnten Nachbar anlockend, daher die vorsehende Klugheit auch entsprechende Gegenmassregeln schaffen muss. Dies ist hier tatsächlich auch zugetroffen, denn das Gebiet war wohl seit der historischen Zeit stets befestigt und für jene Zeit, die im Vordunkel liegt, bezeugt dies die Etymologie des Ortsnamens selbst.

Der Begriff „berlin“ deutet in seiner slavischen Urform auf eine Umwallung, eine Verschanzung oder eine Umfassungsmauer, welche den Bewohnern bei feindlichen Bedrohungen als Alarmplatz, Zufluchtsstätte oder als Verteidigungsplatz diente. Wie überraschend konsequent sich einzelne Begriffe beim Übergange des Altslavischen in das Deutsche erhalten haben, hiefür bietet gerade das Wort „berlin“ einen glänzenden Beleg der innigen Sprachverwandtschaft, denn genau dasselbe, was dem Wenden „berlin“ bedeutete, bezeichnet heute dem Deutschen etwa die „Wehrlinie“, d. i. jene Stelle, wo er sich zur Verteidigung versammelt, ansonst auch als Formierungslinie, Alarmplatz im modern militärischen Sinne bekannt. Die wortgetreue Auslegung des Begriffes „berlin“ ist nämlich „Sammellinie“, denn „ber“ heisst im Slavischen: das Sammeln, die Sammlung, und „lim“ hat die allgemeine Bedeutung: Umgrenzung, Umfassung, Grenzlinie, Rand. „Lim“ kennt als „limes“ (= Grenzlinie) und „limbus“ (= Gürtel, Saum) auch die lateinische Sprache; im Slavischen bedeutet „lim, limec, lem, le-



miti, podlem, podlemiti“ u. a. immer den Saum, den Randbesatz, das *Passepoile* selbst oder eine diesen Zweck verfolgende Tätigkeit. Der Deutsche, Slave, Lateiner gebraucht aber auch die Form „Linie, linija, linea“, welche doch auch dasselbe bedeuten, obschon hier das „m“ durch das „n“ verdrängt wurde. Man beobachtet, dass der Wurzelbegriff „lim“ meist lautgetreu ausgesprochen wird, wenn er selbst den Hauptton hat, wie z. B. im: Lim (Grenzfluss), Limbach, Limburg, Limbarska gora, Olimje, Olymp u. ä., hingegen Köslin, Lublin, Oberlin, Semlin, Vettlin (= grosse Linie, die lange Grenzzone zwischen Italien und der Schweiz), Wendelin usw., wenn der Ton der letzten Silbe zuneigt.

Jener Alarm- oder Verteidigungsplatz war in Berlin zweifellos auf der von der Spree gebildeten Insel, die man heute als „Alt-Kölln“ bezeichnet, wo sich auch noch dormalen, getreu der geschichtlichen Tradition, das Residenzschloss befindet, weil sich auch seinerzeit hier der Chef jener Sicherungsstätte aufgehalten haben muss. Die alten Wenden nannten jenes Inselgebiet, da es Hügel hatte, aus diesem Grunde wohl als Hügel („kolin, kolni“), aber die vorbereitete Stelle für den Schutz der Bewohner oder die Verteidigung selbst hiess lediglich „berlin“, war daher ursprünglich kein Eigen-, sondern ausschliesslich ein Gattungsname. In späterer Folge nahm der Begriff „berlin“ im Slavischen mehr die Bedeutung von Gerichtsstätte, Richtplatz an, was weiter nicht verwunderlich ist, denn die öffentlichen Gerichtsakte fanden einstens doch auch auf jenen abgeschlossenen Plätzen statt, wo man sich gewohnheitsmässig bei wichtigen Anlässen versammelte. So ordnet z. B. Záboj (Königinhofer Handschrift) auch die Vorbesprechung zum Aufstande im „uval“ (= Umwallung) an. — Im Kroatischen nahm der Begriff „berlin“ schliesslich sogar die untergeordnete Bedeutung Pranger an, der aber bekanntlich auch immer eine entsprechende Umfriedung hatte.

Man hat z. B. auch versucht den Namen „Berlin“ von Bär abzuleiten. Diese falsche Etymologie scheint auch schon die Wahl des Stadtwappens beeinflusst zu haben. Andere fanden das wendische Wort „bralin“ (= Fischgitter) als namengebend, weil an der Spree Fische gefangen wurden, obschon man wissen müsste, dass eine solche Unauffälligkeit und Selbstverständlichkeit bei den Bewohnern höchst unbeachtet bleibt. — Auffallend und unsere Etymologie bestätigend ist aber das besonders betonte Masculinum des Wortes „berlin“, denn man sagte: der berlin a. d. Elbe (bei Magdeburg), der berlin bei Frankfurt a. d. Oder, der berlin in Böhmen u. ä., ein Beweis, dass das Wort auch im deutschen Gebrauche ebenso männlichen Geschlechtes war wie im Slavischen.

Es tritt demnach im kleinen nicht so häufig und so klar die Synglosse, die Gemeinsamkeit des Ursprunges der Sprachen, an den Tag, wie an diesem Beispiele, denn sie zeigt am nachdrücklichsten die organischen Fehler der bisherigen Sprachforschung. Naturgemäss kann man die lebenden Sprachen nur aus den nächstverwandten älteren oder ältesten erklären. In der Wirklichkeit geschieht es aber meist umgekehrt, trotzdem es eine handgreiflich widersinnige Vergrösserung der dabei zu besiegenden Schwierigkeiten ist, wenn man von zwei Sprachen jene, die man für die jüngere, daher unreinere halten muss, zum Objekte des Studiums machen will, um auf dieser Fährte die Grundlage zur Erklärung der älteren, reineren und einfacheren zu gewinnen. — Das Verständnis für diesen Forschungsmodus wird sich freilich noch lange nicht einstellen, weil es einmal unsympathisch ist bei derlei mit Slavischem zu kommen und mitzuoperieren; aber die Zukunft wird sich damit *volens-nolens* schliesslich doch befreunden müssen.

Hiemit sind die sprachgeschichtlichen Metamorphosen des Begriffes „berlin“ von ihrer primären slavischen Auffassung bis heute in genetischer Kontinuität festgelegt. Dieser topische Name selbst muss nach allem einst derart allgemein und prägnant gewesen sein, dass es bis heute noch niemandem einfiel die Urform desselben irgendwie zu ändern. — Überhaupt kann die Tatsache nicht unerwähnt gelassen werden, dass man in Deutschland für die Konservierung der vorgefundenen slavischen Originalnamen weit mehr Verständnis hatte, wie etwa in Österreich-Ungarn, wo man selbst in jenen Gebieten, wo die slavischen Bewohner weiter autochthon geblieben sind, nicht davon ablassen konnte, die überkommenen historischen Namen tunlichst als originalslavisch unkenntlich zu machen. Allerdings besteht da ein organischer Unterschied: in Deutschland ging die bodenständige slavische Bewohnerschaft langsam und unfühlbar in die deutsche über; ein Bedürfnis, zugleich auch die topischen Namen zu wechseln, stellte sich nicht ein, da man an diese seit jeher gewohnt war. Anders war es in Österreich-Ungarn, wo die Deutschen und Magyaren sozusagen als Usurpatoren auftraten, daher die ihrer Sprache nicht zusprechenden Ortsnamen durch Übersetzung, Anpassung oder Neubenennung änderten. — M. Žunkovič.

*

VI. Phanagora.

„Phanagora“, auch „Phanagoria“, heisst schon im grauen Altertume die asiatische Grenzstadt am kimmerischen Chersones, welcher

bekanntlich auch die Grenze zwischen Europa und Asien bildete (Strasse von Kerč und Jenikale) und wo sich später auch die russische Festung „Phanagori“ befand. —

Die Volkssagen wollen, wie Strabo erzählt, wissen, dass der Name von einem Griechen, namens Phanagoras, herrühre, der sich vor dem persischen Übermute flüchten musste, und sodann hier die Stadt „Phanagora“ gründete. In Wirklichkeit bedeutet der Name lediglich: Grenzberg (nach Žunkovič altslav. „van“ = Grenze, Wand; „gora“ = Berg, Höhe) und ist der Ortsname daher zweifellos rein-slavischen Ursprungs. Erwähnenswert ist es auch, dass der südlich davon gelegene Punkt in Asien, an der Einfahrt in den Mäotischen See, „Indike“ hiess, wie eben die Griechen den Namen ihrer Spracheigenart nach schrieben, der aber in Wirklichkeit nur „Vindike“ gelaute haben mag, und im Slavischen wieder nur einen Grenzort („vin, ven“ = Grenze) sprachlich kennzeichnet. Die auf europäischer Seite gegenüberliegende Stadt hiess im Altertume „Pantikapäum“, worunter sich wahrscheinlich auch ein verballhornter slavischer Ortsname birgt. Es war dies das berühmte Emporium der europäischen Bosporanen, das auch als Residenz des Mithridates, des Königs im Pontus, geschichtlich bekannt ist, und scheint hier der Stapelplatz für den im Dnjepr reichlich gefundenen Bernstein gewesen zu sein. (Vrgl. auch „Staroslovan“, 1913, S. 205—207).

„Phanagora“ hiess ursprünglich wohl nur ein Berg daselbst, der sich zunächst des Meeresufers befand und von dem auch ein Teil in die See abrutschte. Auf der Kuppe stand einst ein Denkmal, welches beim Einsturze herabkollerte und dabei in Trümmer ging. Doch haben sich davon ein grosser Sockel mit einer Inschrift, und zwei Sandsteinstatuen erhalten, denen jedoch der Kopf fehlt. Die Inschrift soll in altgriechischem Lapidarstil und in griechischer Sprache verfasst gewesen sein. Es sei dies keineswegs im Prinzipie bestritten, doch berechtigt dabei das einleitende Hauptwort „Komocarya“ zu einer begründeten Skepsis, denn dieses Wort sagt im Slavischen das, was der Berg wahrscheinlich auch war: Carengrab, denn „χωμα“ bedeutet im Griechischen allerdings Hügel, Grab, aber im Slavischen hat „kam, kom, gomila, hum“ doch die gleiche Bedeutung. Viel klarer spricht aber dafür noch der Begriff „carja“, d. i. der Genetiv von „car“, daher jenes Wort weit eher als „Grab des Caren“ etymologisch anzusehen ist, als ein Eigenname, wie man bisher allgemein annahm.

V. T. Ugorskij.

Slavische Geschichtsquellen.

I.

Berichte muselmannischer Schriftsteller über die Slaven bis zum Ende des X. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von J. v. Meduna.

(Fortsetzung.)

Ibn-Jakubs Reisebericht über die Slaven aus dem Jahre 965.

Während die Nachrichten der vorgenannten arabischen Schriftsteller manches Skizzenhafte enthalten und vielfach auch der Sage Raum gewähren, verdienen weit mehr Beachtung die hinterlassenen Schriften des spanischen Arabers Abu Obejd Abdullah Al-Bekri, kurz Al-Bekri genannt.

Aus angesehener Familie stammend, genoss er in Cordova eine ausgezeichnete Erziehung und wurde, seines vielseitigen Wissens wegen, berühmt. Einige Zeit lebte er am Hofe von Sevilla; Spanien verliess er nie und starb im Jahre 1094 im hohen Alter, zahlreiche Abhandlungen aus der Sprachforschung, Medizin und Geographie hinterlassend. Hochgeschätzt ist sein „Buch der Wege und Länder“, in welchem fast alle Teile der damals bekannten Welt geschildert werden. Da Al-Bekri ausser in Spanien nirgends reiste, so verfasste er sein Buch auf Grund der Berichte von Augenzeugen, sowie älterer und zeitgenössischer Mitteilungen. Die Berichte über die slavischen Völker zeichnen sich durch wertvollen Inhalt und zusammenhängende Darstellung aus und sind eine so ergiebige Quelle für die Kenntnis der damaligen slavischen Kultur, dass bis heute keine anderen Geschichtsquellen sich mit seinen Aufzeichnungen vergleichen lassen. Al-Bekri verwertete vor allem die Mitteilungen des Juden Ibn-Jakub, welcher in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts Böhmen, Polen und die Länder der Elbeslaven bereiste, ferner erhielt er von anderen Reisenden wieder vertrauenswürdige Auskünfte über die Bulgaren, Preussen, die normannischen Russen und andere nordische Völker.

Auf die Berichte, welche Al-Bekris „Buch der Wege und Länder“ enthält, wurde der russische Gelehrte Kunik von dem um die Ent-

deckung bisher unbekannter orientalischer Geschichtsquellen hochverdienten Professor de Goeje in Leyden aufmerksam gemacht. Behufs Übersetzung derselben wandte sich Kunik an den Akademiker Baron Rosen, der sich dieser Arbeit unterzog und sie in russischer Sprache veröffentlichte. Professor de Goeje hat später den arabischen Text nochmals einer genauen Prüfung unterzogen und gab das Resultat seiner Forschungen unter dem Titel „*Een belangrijk arabisch bericht over de Slawische volken omstreeks 965 n. Chr.*“ heraus. Das rege Interesse, welches dieser Geschichtsquelle entgegengebracht wurde, gab Anlass zu weiteren Forschungen und Aufklärungen, unter welchen die ausführliche und gründliche Abhandlung des Real-schulprofessors in Riga, Friedrich Westberg, hervorgehoben werden muss. Derselbe hatte seine eingehende Studie der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg vorgelegt. Im „*Časopis musea Království Českého*“, pag. 293—300 des Jahrganges 1880, referiert Josef Jireček über die Abhandlung des Leydener Professors de Goeje, indem er zugleich die böhmische Übersetzung der Nachrichten des Ibrahim Ibn-Jakub aus dem Holländischen veröffentlicht.

Solch eingehende Bearbeitungen von berufener Seite haben Al-Bekris Wiedergabe des Ibn-Jakubschen Reiseberichtes der Allgemeinheit zugänglich und verständlich gemacht; wenn aber heutzutage einige dunkle oder zweifelhafte Stellen des arabischen Textes noch der Aufklärung harren, so lässt sich hoffen, dass im Laufe der Zeit durch weitere Forschung deren richtige Bedeutung geoffenbart wird.

Was die Persönlichkeit desjenigen betrifft, der diesen Reisebericht über die slavischen Länder erstattet hat, nämlich den Israeliten Ibrahim Ibn-Jakub, so war er entweder in Südspanien oder im westlichen Nordafrika geboren, und zweifelsohne ein Handelsmann, als welcher er sich an vielen Stellen seines Berichtes — der fast ohne politische Färbung ist — verrät, und wohl vornehmlich, wie viele seiner Glaubensgenossen, Sklavenhändler war; auch scheint er seine Aufzeichnungen hauptsächlich für Sklavenhändler verfasst zu haben. Während seiner Reisen in den slavischen Ländern war Prag sein Hauptaufenthaltort. Er, der Vielgereiste, bezeichnete Prag als die „reichste Handelsstadt“. Hier, wo Kaufleute und Waren aus allen Weltteilen zusammenströmten, hatte er Gelegenheit, mit Angehörigen der verschiedensten Völker, hauptsächlich Slaven, in persönlichen Verkehr zu treten, daher anzunehmen ist, dass Ibn-Jakub neben anderen Idiomen auch der damals sehr verbreiteten slavischen Sprache mächtig war. Schon auf seiner Reiseroute, die ihn durch das Adriatische Meer über Friaul, ferner über die gegenwärtig innerösterrei-

chischen Länder, also durch damals vollkommen slavische Gebiete nach Böhmen führte, musste er sich der slavischen Sprache bedienen. Von Prag reiste Ibn-Jakub nach Magdeburg — in jener Zeit ein Hauptstapelplatz für den Handel mit dem slavischen Norden — erschien dort vor dem deutschen Kaiser Otto dem Grossen, der in dieser Stadt eben eine bulgarische Gesandtschaft empfing, und begab sich dann in die weiten Gebiete der Slaven zwischen der Elbe und der Ostsee. Nachdem er noch Polen besucht hatte, wählte er für den Rückweg in die Heimat dieselbe Route, nämlich den Weg über Prag und das Adriatische Meer.

Im Folgenden ist der Bericht Ibn-Jakubs mit jenem Inhalte wiedergegeben, wie ihn de Goeje im Jahre 1880 in holländischer Sprache veröffentlicht hatte, mit Hinzufügung von Änderungen und Erläuterungen, wie sie die Ergebnisse der seitherigen Forschungen notwendig machten.¹⁾ Ibrahim Ibn-Jakub sagt:

I. Die Slaven (Sakalib) stammen von den Nachkommen Madajs, des Sohnes Japhets, ab; ihre Wohnungen erstrecken sich vom Norden bis dass sie zum Westen gelangen.²⁾ Die Länder der Slaven ziehen sich vom Syrischen Meere bis zum umringenden Meere nach Norden.³⁾ Nördliche Völker bemächtigten sich eines Teiles derselben und wohnen bis heute dort. Die Slaven bestehen aus mehreren Stämmen. In früheren Zeiten waren sie geeinigt unter einem König, welcher den Namen Macha führte und jenem Volksstamme angehörte, welcher Wjebaba⁴⁾ hiess und grosses Ansehen unter ihnen genoss. Sie veruneinigten sich dann, das gemeinsame Band wurde gelöst und in jedem Stamme regierte ein Fürst.

II. Ihrer Fürsten sind gegenwärtig vier: Fürst al-Bekarin,⁵⁾ Bujslav, Fürst von Fraga, Bujma und Krakva,⁶⁾ Meška, Fürst des Nordens,⁷⁾ und Nakun im äussersten Westen.⁸⁾

¹⁾ Die Erläuterungen sind hauptsächlich dem Rigaer Professor Friedrich Westberg zu verdanken.

²⁾ Diese Einleitung ist von Al-Bekri in den Bericht Ibn-Jakubs eingeschoben und entspricht der Tradition von der Abstammung der Slaven bei den Arabern.

³⁾ Das umringende Meer ist die arabische Bezeichnung für den Ozean, hier die Ostsee.

⁴⁾ Wjnbaba, Walinane, Wolgaanwohner, In pag. 23. Heft 1 v. J. 1914 des »Staroslovan« ist ersichtlich, dass Al-Masudi deren Herrscher Madschak nannte, was mit Macha übereinstimmt.

⁵⁾ Car der Bulgaren, Peter, der Sohn Simeons.

⁶⁾ Boleslav, Herzog von Böhmen, zu dessen Reiche neben Mähren und der Slovakei noch das südliche Schlesien, dann Kleinpolen mit Krakau gehörte.

⁷⁾ Meška (Mscislav), Herzog von Polen.

⁸⁾ Nakun, der Fürst der Obodriten.

III. Das Land Nakuns grenzt im Westen an Sachsen und an einen Teil vom Lande Marman.⁹⁾ In Nakuns Land sind niedrige Kornpreise, es ist reich an Pferden, welche von dort in andere Länder ausgeführt werden. Seine Leute sind gut ausgerüstet, mit Harnischen, Helmen und Schwertern. Von Burg bis Majalih¹⁰⁾ sind 10 Meilen,¹¹⁾ von da bis zur Brücke 50 Meilen und das ist eine Brücke von Holz,¹²⁾ eine Meile lang. Von der Brücke bis zur Festung (oder Burg) des Nakun sind etwa 40 Meilen; sie heisst Azzan¹³⁾ und bedeutet die „grosse Burg“. Südlich von Azzan liegt eine Burg,¹⁴⁾ gebaut in einem Süßwassersee.

IV. Und auf diese Weise legen die Slaven den grössten Teil ihrer Festungen an; sie begeben sich auf sumpfiges Land, reich an Wasser und Gestrüpp, und bezeichnen dort eine runde oder vier-eckige Fläche, je nach Form und Grösse, welche sie der Festung geben wollen. An der Umfassungslinie wird ein Graben ausgehoben, die Erde zu einer Brustwehr angehäuft, die mit Planken und Pfählen bekleidet und festgestampft wird, bis der Wall die gewünschte Höhe erreicht hat. An der fürgewählten Seite wird hierauf ein Tor abgemessen und vor demselben eine hölzerne Brücke errichtet.¹⁵⁾ Von der Festung Azzan bis zum Ozean sind 11 Meilen. Die Heere können in das Reich des Nakun nur mit Schwierigkeiten eindringen, weil das ganze Land nur aus sumpfigen Wiesen, Gestrüppe und Morästen besteht.

V. Was das Reich Bujslavs betrifft, so umfasst seine Länge von der Stadt Fraga bis zur Stadt Krakva eine dreiwöchentliche Reise. Dieses Reich grenzt im Süden an das Land der Türken.¹⁶⁾ Die Stadt Prag ist erbaut aus Stein und Kalk und ist die reichste Handelsstadt.

⁹⁾ Die Westslaven bezeichneten mit Marman das Land der ihnen angrenzenden Normannen, hier der Dänen (Dänemark).

¹⁰⁾ Burg, ein Ort unweit Magdeburg. Majalih bedeutet: bis zu dem, »was angrenzt«, d. i. hier die Grenze des Slavenlandes.

¹¹⁾ Die dort übliche Meile hatte eine Länge von 3 bis 4 Kilometer.

¹²⁾ Bollbrück bei Perleberg, also keine Elbebrücke.

¹³⁾ Westberg zeigt nach sehr gründlicher Beweisführung, dass unter Azzan das heutige Schwerin zu verstehen ist.

¹⁴⁾ Diese Burg befand sich auf der gegenwärtigen Schlossinsel im Schweriner See.

¹⁵⁾ Diese Darstellung des westslavischen Burgenbaues ist vom militärischen Standpunkte aus vollkommen korrekt. In dem vorhandenen Terrain konnten Befestigungen nur aus Erde aufgeführt werden; die Bekleidung mit Planken und Pfählen machte sie nicht nur widerstandsfähiger, sondern gewissermassen auch sturmfrei; die Gräben waren wahrscheinlich mit Wasser gefüllt.

¹⁶⁾ Unter Türken sind die Magyaren gemeint; diese Bezeichnung war damals allgemein üblich.

Es kommen dorthin aus der Stadt Krakva Russen¹⁷⁾ und Slaven mit Waren; aus dem Lande der Türken kommen Muselmänner, Juden und Türken ebenfalls mit Waren und gangbaren Münzen und führen von ihnen Sklaven, Zinn und verschiedene Sorten Blei aus. Dieses Land (Böhmen) ist das beste von den Ländern des Nordens und das reichste an Lebensmitteln. Für einen „penže“¹⁸⁾ verkauft man so viel Getreide, dass es einem Menschen für einen Monat genügt, und Gerste verkauft man für dieselbe Münze so viel, als ein Lasttier für 40 Tage braucht. Man verkauft bei ihnen 100 Hühner ebenfalls für einen „penže“.¹⁹⁾ In der Stadt Prag werden Sättel, Zäume und Leder-schilde verfertigt, welche in ihren Ländern gebraucht werden. Im Lande Böhmen macht man leichte Tüchelchen sehr dünnen Gewebes, Netzen ähnlich, welche zu nichts taugen, die aber bei ihnen einen festen Preis haben, nämlich 10 Tüchelchen für einen „penže“. Mit ihnen berechnen und handeln sie, sie haben ihrer ganze Kisten voll; sie gelten bei ihnen als Reichtum; kostbare Sachen kann man dafür kaufen, wie: Sklaven, Weizen, Pferde, Gold, Silber usw. Bemerkenswert ist, dass die Bewohner von Böhmen brünett und schwarzhäutig sind; der blonde Typ findet sich selten bei ihnen.²⁰⁾

VI. Der Weg von Magdeburg²¹⁾ in das Land des Boleslav ist

¹⁷⁾ Russen war die Bezeichnung für Normannen.

¹⁸⁾ Penze, böhm. Geld im allgemeinen; »penže« muss aber dennoch einst auch eine Münzeinheit gewesen sein, u. zw. wahrscheinlich eine Silbermünze.

¹⁹⁾ de Goeje las dieses Wort im arabischen Texte für »knšar«, Professor Josef Karabaček, welcher Konjektur auch Baron Rosen zustimmte, für »penže«. Westberg hielt es für verstümmelt aus »denar«. Wir entschieden uns selbstverständlich für die Lesart »penže«. Wenn hervorragende Gelehrte einem und demselben Worte des Manuskriptes ganz verschiedene Auslegungen gaben, so ist auch hier erwiesen, dass die Philologie in einem Handschriftenstreite keine Entscheidung fällen kann; diese liegt auf anderen Gebieten. Etwas ähnliches geschah bei der Grünberger Handschrift, welche als Fälschung erklärt und Hanka als Fälsfikator bezeichnet wurde. Das Wort »tetva« fand die verschiedenartigste Auslegung und auch Hanka wusste sich damit keinen Rat (wodurch wohl jeder Gedanke an eine Fälschung seinerseits ausgeschlossen ist); erst Žukovič erklärte i. J. 1911 dieses Wort als ein altpolnisches mit der Bedeutung Dynastie; er fand es in Lindes polnischem Wörterbuch, als einen bereits um das Jahr 1800 aus dem Gebrauche getretenen Begriff.

²⁰⁾ Diese Mitteilung kann Ibn-Jakub nur im Gegensatz zu den übrigen Slaven gemacht haben; sie lässt sich nach Westberg sehr wohl erklären, wenn das zum Reiche Boleslavs gehörige Mähren gemeint ist, als Folge einer starken Vermischung mit fremden Steppenvölkern, welche von jeher nach der pannonischen Tiefebene strömten, die einen Teil von Grossmähren gebildet hatte.

²¹⁾ In dem arabischen Texte wurde dieses Wort mit Meznbrg übersetzt und für das heutige Merseburg genommen. Westberg liest jedoch im Texte Madibrg und das kann nur Magdeburg sein. Dieses wird schon i. J. 805 als einer von den

folgender: Von Magdeburg nach Kaliva²²⁾ 10 Meilen, und von da bis Nienburg 2 Meilen. Dies ist eine Festung, erbaut aus Stein und Mörtel; sie liegt gleichfalls am Flusse Saale, in welchen die Bode mündet. Von der Festung Nienburg bis zur Salzsiederei der Juden,²³⁾ welche gleichfalls am Flusse Saale liegt, sind 30 Meilen. Von da bis zur Festung Nurnchjn,²⁴⁾ welche am Flusse Mulde liegt . . .²⁵⁾ und von da bis zum Rande des Waldes sind 25 Meilen. Dieser Wald ist bis zum anderen Rande 40 Meilen lang; der Weg führt über Berge und Wildnisse.²⁶⁾ Vom Walde bis zur hölzernen Brücke²⁷⁾ durch einen Sumpf ungefähr 2 Meilen. Vom Ende des Waldes und über diese Brücke kommt man nach Prag.

VII. Was das Reich Meškas betrifft, so ist es das grösste der Slavenländer; es ist reich an Getreide, Fleisch, Honig und Fischen. Die Abgaben werden mit Münzen erlegt und damit bezahlt er (Meško) den Unterhalt seines Fussvolkes; jeder bekommt monatlich einen bestimmten Teil. Er hat 3000 Geharnischte, das sind aber Krieger, von denen ein Hundert gleichkommt zehn Hunderten anderer. Und er (Meško) gibt ihnen Kleider, Waffen und alles, was sie brauchen. Wenn jemandem von ihnen ein Kind geboren wird, so wird ihm ein Gehalt zugewiesen gleich nach der Geburt des Kindes, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechtes. Und wenn es die Volljährigkeit erreicht, so verschafft er ihm ein Weib, falls es männlichen Geschlechtes ist, und er (Meško) zahlt auch das Hochzeitsgeschenk dem Vater des Mädchens. Falls das Kind weiblichen Geschlechtes ist, so verschafft er ihm einen Mann und zahlt dem Vater des Mädchens das Hochzeitsgeschenk.

VIII. Das Hochzeitsgeschenk bei den Slaven ist sehr bedeutend, und sind ihre Gebräuche in dieser Beziehung ähnlich den Gebräuchen der Berber. Wenn jemandem zwei oder drei Töchter geboren werden, so sind sie Ursache seiner Bereicherung; wenn ihm aber zwei oder drei Söhne geboren werden, so sind sie Ursache seiner Verarmung. Und die Verheiratung geschieht nach Gutdünken ihres Fürsten, nicht nach ihrer Wahl; der Fürst übernimmt die Sorge für ihre

Handelsplätzen genannt, in denen die nach den Slavenländern handelnden Kaufleute mit Vertretern jener zusammentrafen, und Ibn-Jakub war ein Handelsmann, welcher Magdeburg der Geschäfte wegen aufsuchte.

²²⁾ Kalbe an der Saale.

²³⁾ Wahrscheinlich Dürrenberg an der Saale.

²⁴⁾ Dürfte Nerchau an der Mulde sein.

²⁵⁾ Hier ist augenscheinlich die Meilenzahl ausgelassen.

²⁶⁾ Das Erzgebirge.

²⁷⁾ Die Stadt Brüx (Mosty) an der Biela.

Ausgaben und die Kosten für die Hochzeit lasten auf ihm. Und er ist wie ein zärtlicher Vater für seine Leute.²⁸⁾

IX. An Meškos Reich grenzen im Osten die Länder der Rus, im Norden die Länder der Prus. Die Prus wohnen am umringenden Meere (Ostsee); sie haben eine besondere Sprache und verstehen nicht die Sprache der ihnen benachbarten Völker. Sie sind durch ihre Tapferkeit berühmt; wenn Feinde in ihr Land einfallen, wartet niemand, bis sich seine Kameraden mit ihm vereinigen, sondern er geht allein vor, ohne sich um jemand zu kümmern und kämpft mit seinem Schwerte so lange, bis er fällt. Und auf sie führen die Russen, von Westen kommend, Überfälle aus²⁹⁾ und berauben sie; die Russen kommen auf Schiffen.

X. Im Westen von den Rus³⁰⁾ ist die Stadt der Weiber,³¹⁾ sie besitzen Ländereien und Sklaven. Sie werden von ihren Sklaven schwanger und wenn eines einen Sohn gebärt, so wird er getötet. Sie reiten auf Pferden, ziehen in den Krieg und besitzen Kühnheit und Tapferkeit. Es sagt Ibrahim, der Sohn Jakubs der Israeliten: „Die Nachricht über diese Stadt ist wahr; erzählt hat sie mir Huta, der König der Rum.“³²⁾

XI. Und westlich von der Stadt der Weiber siedelt der slavische Stamm der Wolinane.³³⁾ Er wohnt in sumpfigen Gegenden, nordwestlich vom Lande des Meško. Die Wolinane haben eine grosse Stadt am Weltmeere (Ostsee),³⁴⁾ welche zwölf Tore und einen Hafen hat, für welchen sie ausgezeichnete Hafenordnungen haben. Sie führen

²⁸⁾ Dieser Passus bezieht sich offenbar nur auf seine, Meškos, Gefolgschaft, welche oben als Fussvolk bezeichnet wurde und der er den ganzen Lebensunterhalt besorgte.

²⁹⁾ Auch unter diesen Russen sind wieder die Normannen gemeint, welche von ihren Stammsitzen in Schweden, also von Westen kommend, die Ueberfälle auf die Küstengebiete der Preussen ausführten.

³⁰⁾ Darunter sind die östlichen Russen, d. h. die in Russland zu Schiff eingefallenen und dort ansässig gewordenen Normannen zu verstehen, welche vornehmlich die Küstengebiete besetzten.

³¹⁾ Wenn westlich von den östlichen Russen die Stadt der Weiber (eigentlich Staat, denn sie besaßen Ländereien) gelegen ist und wieder westlich von diesen (wie in XI angeführt) das slavische Volk der Wolinane seine Sitze hatte, so kann es nach diesen geographischen Angaben keinem Zweifel unterliegen, dass der Weiberstaat im Gebiete der litauischen Stämme zu suchen ist, wenn es sich da überhaupt nicht um das Märchen von einem Amazonenstaate handelt, das Ibn-Jakub ernst nahm.

³²⁾ Otto I. der Grosse, Kaiser der Deutschen, gekrönt vom Papste in Rom i. J. 962.

³³⁾ Deren Gebiete machten einen Teil von Pommern aus.

³⁴⁾ Wolin, die berühmteste Seehandelsstadt der Westslaven.

Krieg mit Meško, ihre Macht ist gross.³⁵⁾ Sie haben keinen König und sind Niemandem untertan; ihre Ältesten sind ihre Oberen.

XII. Was den König al-Bekarin (Car der Bulgaren) betrifft, so sagt Ibn-Jakub: Ich habe sein Land nicht betreten, aber ich habe seine Gesandten in Magdeburg gesehen, als sie zu König Huta³²⁾ kamen. Sie trugen enge Kleider, waren mit langen Gürteln umgürtet, welche mit goldenen und silbernen Knöpfen geschmückt waren. Ihr König ist hohen Ranges, trägt eine Krone am Haupte, hat Beamte, Sekretäre und Verwalter; seine Anordnungen und Verbote erfolgen nach festgesetzten Regeln und Zeremonien, wie es bei Königen und Fürsten üblich ist.³⁶⁾ Die Bulgaren verstehen fremde Sprachen, das Evangelium übersetzen sie in die slavische Sprache; sie sind Christen. Ibn-Jakub sagt: Es nahmen an das Christentum der Car der Bulgaren, als er die Stadt Konstantinopel belagerte, bis es dessen Könige gelang, ihn mit guten Worten und grossen Geschenken zu besänftigen. Dazu gehörte auch, dass er ihm seine Tochter zur Gattin gab, sie aber bewog ihn (den Car der Bulgaren) das Christentum anzunehmen.³⁷⁾ Und sie sind bis heute Christen geblieben.

XIII. Ibn-Jakub sagt weiter: Konstantinopel liegt im Süden von Bulgarien und an dieses grenzt im Nordosten das Volk der Petschegen; im Westen aber (von Byzanz) ist das Meer von Venedig (Bnadschia, Benátky). Das ist ein Meerbusen, welcher vom Syrischen (Mittelländischen) Meer ausgeht, zwischen dem grossen Lande (Italien) und Konstantinopel (Byzanz); er endigt bei Al Frlana (Friaul). Es bildet sich so eine Halbinsel, an der Südseite umgeben vom Syrischen Meer, an der Ost- und Nordseite vom Meerbusen von Venedig, im

³⁵⁾ Von den Kämpfen der Wolinane mit Meško gibt der mittelalterliche Geschichtsschreiber Widukind Auskunft. Im hartnäckigen Kampfe mit ihnen hatte Meško den Kürzeren gezogen, daher Ibn-Jakubs Ausspruch erklärlich ist: »Ihre Macht ist gross«.

³⁶⁾ Ibn-Jakub, welcher im Beginne seines Berichtes vier Slavenherrscher nennt, bemerkt beim bulgarischen Car ausdrücklich — und nur bei diesem — dass er dessen Land nicht betreten hat, somit geschlossen werden kann, dass er den von mancher Seite bezweifelten Besuch von Meškos Reich (Polen) ausgeführt hatte. Dafür spricht auch der ausführliche Bericht über dessen Bewohner und die Angabe der Reisedauer (drei Wochen) von Prag nach Krakau.

³⁷⁾ Hier sind zwei verschiedene Begebenheiten mit einander vermischt. Im Jahre 927 fand der Feldzug des bulgarischen Caren Peter gegen Byzanz und dessen Vermählung mit Marie der byzantinischen Kaisertochter statt. Die Christianisierung der Bulgaren erfolgte aber schon i. J. 863, als der Car Boris sich und sein Volk von griechischen Priestern taufen liess. Es geht weiters aus Ibn-Jakubs Berichten hervor, dass bereits zu seiner Zeit das, wie man glauben will, ursprünglich finische Volk der Bulgaren nicht nur seine Nationalität vollständig eingebüsst hatte, sondern auch jede Erinnerung an den unslavischen Ursprung des Staates vollkommen verschwunden war.

Westen aber bleibt ihr ein Ausweg.³⁸⁾ Slaven bewohnen beide Ufer dieses Meerbusens,³⁹⁾ von seinem Anfange im Westen bis an das Syrische Meer, im Osten die Bulgaren,⁴⁰⁾ im Westen andere Slaven.⁴¹⁾ Diese sind die tapfersten und die Bewohner dieses Landes fürchten sich vor ihrer Macht und bitten sie um Hilfe.⁴²⁾ Ihre Länder sind hohe Berge mit schwer passierbaren Wegen.⁴³⁾ (Schluss folgt.)

M. Žunkovič:

Wer erbaute die Wallburgen in Böhmen?

Über dieses Thema gibt es schon eine ganz ansehnliche Literatur, wenn auch noch ein Übersichtswerk fehlt, das über diese Frage eine überzeugende Antwort bieten würde, denn gerade in dieser Richtung verlieren sich alle Schlussfolgerungen in ein mehr weniger phantastisches Gebiet, weil man das Schlusswort eben nicht aussprechen will. Alle Arbeiten dieser Art, mögen sie sonst vom archäologischen Standpunkte noch so gediegen sein, weichen daher entweder der Ursprungsfrage über die ethnographische Provenienz solcher Wallbauten immer vorsichtig aus, oder befassen sich mit infantilen Etymologien, die der Sache mehr schaden als nützen, da sie die Mitwelt sowie die nachfolgenden Forscher damit nur irreführen. Und doch liegt gerade darin, weshalb eine solche Wallburg nur so und nicht anders lautet, die Lösung jenes völkergeschichtlichen Geheimnisses verborgen, das heute für uns der wertvollste Teil der Forschung sein muss, d. i. die Beantwortung der ethnologischen Frage: wer hat diese zahlreichen Wallburgen erbaut?

³⁸⁾ D. h. die Verbindung mit dem Festlande.

³⁹⁾ Ibn-Jakub denkt sich Italien und die Balkanhalbinsel von Ost nach West erstreckt und unterscheidet ein östliches und westliches Ufer derselben illyrischen Küste; dabei sagt er »beide Ufer«.

⁴⁰⁾ Es ist zu berücksichtigen, dass das Reich der Bulgaren im X. Jahrhundert bis an das Adriatische und Jonische Meer reichte.

⁴¹⁾ Slovenen, Kroaten und Serben.

⁴²⁾ Unter »Bewohner dieses Landes« ist die romanische Bevölkerung Dalmatiens zu verstehen, in welchem Lande sich zur römischen Kaiserzeit eine grossartige und glänzende Kultur entwickelt hatte. Als später die romanische Bevölkerung auf die Inseln und einige Küstenstädte zurückgedrängt wurde, entwickelten sich jene eigenartigen Verhältnisse, welche Ibrahim Ibn-Jakub hier andeutet.

⁴³⁾ Die Beschreibung des Adriatischen Meeres und dessen Küstenländern zwingt zur Annahme, dass Ibn-Jakub durch dieses Meer, dann über Friaul und die Länder der Ostalpen nach Böhmen gereist ist. Der gänzliche Mangel jeder anderen Route in seinen Aufzeichnungen lässt keinen anderen Schluss zu.

Mit welcher politischen Vorsicht die Beantwortung dieser Frage allgemein umgangen oder mit welcher Schwerfälligkeit und Urteilslosigkeit sie gegebenenfalls behandelt wird, zeige folgendes Beispiel:

In den „Mitteilungen der k. k. Centralkommission“ (Wien, 1868) schreibt Dr. Jul. Födisch über „Verschlackte Wälle in Böhmen“, dann „Die Steinwälle Böhmens“, wobei er zuletzt die sich selbst hervor-drängende Frage zu beantworten sucht, welches Volk wohl jene Bauten aufgeführt haben mag. Er beantwortet sie nun selbst dahin, vorerst richtig schliessend, dass die Aufführung dieser so imponierenden Schutzbauten eine dichte Bevölkerung daselbst voraussetzen lässt, die nicht nomadisch von einem Ort zum andern wanderte, sondern an einem Orte, auf seinem Grund und Boden dauernd ansässig, haftete. Die auf solchen fortifikatorisch verstärkten Zufluchtsstätten vorgefundenen Kulturbelege, wie Waffen, goldene und bronzene Schmuckgegenstände oder Gefässe, Münzen, Urnen, allerlei Geräte u. ä. führen Dr. Födisch zu dem gleichfalls richtigen Schlusse, dass jene Schutzbauten einem durch lange Zeit in Böhmen ansässigen Volke der Bronzeperiode angehören müssen; sie bildeten die eigentlichen Burgen dieses Volkes, in die sich dasselbe bei drohender feindlicher Gefahr stets zurückzog. — Nun kommt aber die Abschwenkung von der Logik, denn auch dieser Forscher wird schliesslich von dem Keltenmärchen, das immer einsetzt, wenn man den Namen „Slaven“ geschickt umgehen will, hypnotisiert.

Die Begründung, dass es Völker keltischen Stammes waren, die jene Wallburgen erbauten, wird darauf basiert, dass man auch in Frankreich, England und Schottland, die doch einst von Kelten bewohnt waren, ganz ähnliche Bauten vorgefunden. Dies beweist jedoch nichts, denn mit demselben Rechte, wie die böhmischen Wallburgen den „keltischen“ in England und Frankreich nachgebildet sein können, kann man behaupten, dass es ebenso umgekehrt sein kann. Alle Beweise dieser Art führen aber leicht zu doppelten Fehlschlüssen, denn solche Bauten können überall, also auch da wie dort, ohne Vorbilder entstehen, nachdem für die Vorsorgen des menschlichen Selbsterhaltungstriebes überall derselbe Sinn obwaltet, weil das menschliche Denken schon nach seinen natürlichen Gesetzen sowie auf der Bahn der Selbstentwicklung unter gleichen Prämissen zu gleichen Folgerungen kommt. Bauten dieser Art sind daher fast überall gleich; Abweichungen untereinander werden lediglich durch Äusserlichkeiten d. i. die Terrainkonfiguration und die Art des verfügbaren Materiales bestimmt.

Das wissenschaftlich weit Wichtigste dabei ist aber die Tatsache, dass solche Zufluchtsstätten und technisch verstärkten Schutzpunkte

in ganz Europa, aber auch weiter hinaus, Namen führen, die entschieden slavisch sind. Jene „keltischen“ Erbauer derselben waren daher Slaven, oder Leute, welche die gleiche Sprache redeten, wie die heutigen Slaven im allgemeinen, wenn jemanden die direkte Apostrophierung „Slave“ konvulsivisch macht.

Diese Behauptung ist an tausenden konkreter Beispiele leicht erwiesen. Weshalb heissen denn in Böhmen die wichtigsten Wallburgen: Blanik, Bukovec, Cirkovice, Dřevič, Hradiště, Kačovice, Ostrov, Ostry, Pecka, Plešivec, Soběslav, Svatobor, Třemšín, Tugošť, Věneč, Vladař, Vyvratek, Zborov u. ä.? Sind dies „keltische“ Namen?! — Wir kennen doch heute schon von den meisten die Etymologie und wissen, dass diese mit dem Charakter der Lokalität in strenger Relation steht.

Wir müssen aber hier gleich auch jener wissenschaftlichen Dienstbeflissenheit, welche sich in solchen Fällen mit zweifelloser Sicherheit einstellt, um die Slavizität dieser Namen zu beargwöhnen, den Boden entziehen, denn sie würde sonst gewiss sagen: ja, die Sache stimmt heute allerdings, aber die Slaven haben bei ihrer Einwanderung in Böhmen diese riesigen Wehrbauten schon vorgefunden und sie sodann ihrer Sprache gemäss entsprechend benannt. Und gerade diese Einwendung ist unhaltbar, wenn man vor allem erinnert, dass gerade die frühere Wissenschaft mit diesen nichts zu machen wusste und sie fortgesetzt für Opferstätten, Tempelbezirke, Fana u. drgl. ansah. Weshalb sollen aber hingegen die „barbarischen“ Slaven, die man ja in ihrer Urzeit immer wie das liebe Vieh hingestellt wissen will, alle diese Stätten richtig klassifiziert und demnach auch entsprechend benannt haben? Woher wussten sie so viel Begriffe und Unterschiede dieser Art, wenn ihnen ihrer Kulturlosigkeit wegen derlei Schutzbauten doch völlig unbekannt gewesen sein müssten? Weshalb findet man beim Aufgraben solcher Wallburgen in der Erde Goldmünzen mit der Prägung: „en cekin, biat, biatec“, also mit slavischen Inschriften, die augenscheinlich weit älter sind als alle die römischen? Hat diese vielleicht auch Hanka gefälscht und in den diversen Wallburgen Europas vergraben, um die Welt dahin irrezuführen, dass es im Altertum in Europa auch schon Slaven gab?!

Das „Kelten“-Rätsel geht daher intensiv seiner natürlichen Lösung entgegen, denn wir erkennen immer klarer, wie man geschickt alle Geschichtslücken mit den „Kelten“ zustopft, wenn man die historische Existenz der Slaven anders nicht wegeskamotieren kann. Diese andauernden Versuche, die wahren Tatsachen durch falsche Lichtspiegelungen unkenndbar zu machen, nehmen seither, als die topo-

mische Etymologie so beweiskräftig in den Dienst dieser wissenschaftlichen Aufhellung gestellt wurde, schon derartig lächerliche Formen an, dass es bald überflüssig wird, diesen Irrlichtern noch mit weiteren Argumenten entgegenzutreten.¹⁾

Betrachtet man nun eine dieser grösseren Wallburgen etwas näher, so findet man alle vorausgeschickten Annahmen bestätigt. Als Beispiel diene der grosse allfortifikatorische Komplex des „Vladař“. Auf dem 692 m hohen Basaltplateau nächst Luditz (südöstlich Karlsbad) befindet sich ein Netz von Wallbauten, die so angeordnet sind, dass sie die gefährlicheren Seiten der Höhe zweifach, mitunter auch dreifach absperren. Das Plateau selbst hat eine Peripherie von 40 Gehminuten. Auf der Höhe selbst befindet sich ein Teich mit ständigem Grundwasser, was die Verteidigungsfähigkeit der Befestigung ausserordentlich erhöhte. Gegen Osten und Südosten fällt die Höhe steil ab, ist daher von Natur aus sturmsicher gestaltet. Der Ringwall um das Plateau ist sogar verschlackt, eine technische Verstärkungsmethode, deren Ausführung noch heute nicht ganz geklärt ist, denn einem solchen Walle war mit den einstigen Waffen schwer beizukommen, und die Verteidiger werden auch nicht müssig zugesehen haben, wenn der Angreifer das letzte Bollwerk auseinanderschlagen wollte.

Dieser Punkt diente sonach als die letzte Zufluchtsstätte oder als die Zentralbefestigung jenes Gebietes, namentlich wenn man sonst schon überall geschlagen war. Die Höhe „Vladař“ konnte aber tatsächlich die Bewohner jenes Gebietes nebst der wichtigsten Habe und den nötigsten vitalen Bedürfnissen ihrer Geräumigkeit und ihres Wasserreichtums wegen leicht aufnehmen. Es war dies sonach

¹⁾ Jüngst hat eine böhmische Zeitschrift auch unsere Darlegungen über die alte Slavizität der Albaner zu bestreiten versucht und will entdeckt haben, dass dieselben zweifellos Illyrer waren. Ja, wer waren aber die Illyrer, die doch ihre Wohnsitze mit: Borova, Červení, Drač, Gradišta, Gorica, Korica, Kamnica, Kula, Morava, Straž, Žabjak u. ä., also genau so, wie alle sonstigen Slaven Europas, benannten? Wann wohnten also die Slaven in Albanien, um diese Namen zu geben? In der Neuzeit und im Mittelalter demnach nicht, also doch im Altertume, und wir behaupteten ja auch sonst nichts! — Ein Schriftsteller nennt sie nun Illyrer, der zweite Kelten, der dritte Albaner, wir reihen sie zu den Slaven ein; wer hat nun recht? Dieselbe Zeitschrift bringt aber selbst unbewusst die Klärung, denn sie sagt z. B., dass Georg Kastrioti ein Albaner war. Das war er ja schliesslich, aber von Geburt war er ein christlicher Serbe; er hiess »Juri« auch noch nach der Annahme des mohammedanischen Glaubens, schrieb seine Urkunden serbisch und machte sogar ein Kreuz davor. — Es liegt hier derselbe Fehler vor, als wenn man behaupten würde, jeder Bewohner Ungarns ist ein Magyare, oder jeder Bewohner Deutschlands ein Deutscher! Oder ist der jetzige Fürst von Albanien ein Albanese? — So widerlegt man nicht logisch unantastbare Tatsachen. —

eine Verteidigungsstätte für einen Bezirk oder eine Župa, also eine Župan-Burg, wie es deren eben überall gab, wenn auch von verschiedenem Kampfwerte.²⁾

Diese natürlich wie künstlich gesicherte Höhe heisst aber „Vladař“, also: die beherrschende, dominierende (vladati = beherrschen); es war dies sonach jene Befestigung, die alle anderen der Umgebung in bezug auf die Solidität überragte. Der Kommandant hiess seiner Funktion nach jedenfalls auch „vladař“ (= Herrscher) und wohnte wohl auch daselbst. Jene „Kelten“, welche diese zur Befestigung so geeignete Höhe als Zufluchtsstätte wählten und demnach „Vladař“ benannten, müssen sich daher sprachlich mit den Slaven decken, denn dieser Begriff ist ausschliesslich und rein slavisch.

Mit Staunen und zugleich Zweifeln aller Art betrachten wir allerdings diese altherwürdigen Wallburgen, die heute nicht nur der Epheu, sondern auch die buntesten Sagen umranken. Schläft doch im Blanik ein verzauberter König mit seiner Ritterschar; am Plešivec erblühen innerhalb der Umwallungen in bestimmten Nächten wunderbare Zaubergärten; auf dem Vladař haust der ganze grausige Spuk der Hölle und Unterwelt, und wehe dem Wanderer, der zu kritischen Zeiten die Wälle übersteigt; er verirrt sich oder verschwindet auf Nimmerwiedersehen. Doch von den Kämpfen, die einst um diese Burgen stattgefunden, und die durch zahlreiche alte Gräber belegt sind, weiss die Sage nahezu nichts mehr; sie alle sind vergessen, die Namen der Erbauer verklungen; nur ihre Werke sind geblieben, und die Kulturfunde aus jener Zeit beweisen, dass jene Völker keine Barbaren waren; namentlich bezeugt aber der Name der Lokalität am deutlichsten, dass dies nur Slaven gewesen sein können, weil sich der einzig lebende Beweis hiefür in der Sprache noch organisch forterhalten hat. —

²⁾ Ganz analoge Verhältnisse finden sich am Hostýn (Hostein) in Mähren vor, der eine Zufluchtsstätte für die Bewohner der östlichen Hana gewesen sein muss. Auch dort ist noch heute der starke, etwa 2000 m lange Ringwall zu sehen, der schon in seiner ersten Anlage vor unserer Zeitrechnung bestanden haben muss, weil archäologische Funde darin zu diesem Schlusse führen. Für den Wasserbedarf sorgt hier eine starke Quelle und ein grösserer, vom Grundwasser gespeister Tümpel. Konzentrisch um den eigentlichen Kern der Befestigung, die überdies auf drei Seiten schwer erklimmbar ist, ziehen sich mehr oder weniger entfernt, zahlreiche Ueberreste von Burgen, Wachhäusern und Wällen. Die Herren von Přilep fungierten noch im XVII. Jahrhunderte als Festungskommandanten von Hostýn. — Ein genaues Studium solcher alter Festungskomplexe wäre sehr erwünscht, da uns dies endlich einen tieferen Einblick in die alte militärisch-politische Organisation und in die Intensität der einstigen Vorsorgen für die Landesverteidigung gewähren würde.

M. von Czerlien:

Türkische Originalurkunden in slavischer Sprache.

Die sprachlichen Verhältnisse der von den Osmanen eroberten slavischen Provinzen auf dem Balkan waren niemals derart drückend, wie dies andere, mitunter weit weniger kraftvolle Eroberer zur Schau trugen, oder wie man dies sonst aus der Geschichte des osmanischen Reiches schliessen könnte. Diese Toleranz findet besonders darin ihre äusseren Kennzeichen, dass man in Konstantinopel nicht den geringsten Anstoss nahm Urkunden, die für die slavischen Provinzen bestimmt waren, gleich im Originale in der slavischen Sprache zu verfassen.

Diese Urkunden verschaffen uns zugleich einen tiefen Einblick in die sprachlichen wie auch sozialen Verhältnisse der Türkei im XV. Jahrhunderte, also gerade jener Zeit, als die Macht der Osmanen schon so ziemlich im Zenite stand. Man entnimmt daraus, dass z. B. der schriftliche diplomatische Verkehr mit der Republik Ragusa, die damals der Türkei tributpflichtig war, gegenseitig in kroatischer Sprache und bosnisch-kroatischer Cirilica erfolgte; es kann sonach zu jener Zeit in Ragusa, entgegen der landläufigen Annahme, nicht das Italienische und ebenso in Konstantinopel nicht das Türkische die offizielle Staatssprache gewesen sein, was in Ragusa einleuchtend, türkischerseits aber sehr naheliegend ist, denn die bedeutendsten Staatsmänner und Feldherren der Türkei in ihrem Machtaufstiege waren zum grossen Teile Südslaven, die zwar skrupellos zum Islam übertraten, aber deshalb nicht ihre Muttersprache verleugneten oder mitunter die türkische Sprache gar nicht beherrschten.

Aber auch die familiäre und religiöse Orthodoxie der osmanischen Regenten war einst keine so ausgesprochene wie heute. Aus etlichen Urkunden ersieht man, dass z. B. die Sultanin (carica) Mara, die wegen ihrer blendenden Schönheit berühmte Tochter des serbischen Despoten Georg Branković, als Gemahlin des Sultans Mohammed II. (1451—1481) eine eigene slavische Staatskanzlei gehabt haben muss, dass sie ihrer Religion treu blieb und sogar die griechische Kirche offen unterstützte.

Es seien nun etliche solcher Urkunden in kroatisch-serbischer Sprache und in bosnisch-kroatischer Cirilica-Schrift, die sich im Originale erhalten haben und von Miklosich

im Werke „*Monumenta Serbica*“ (1858) bereits veröffentlicht wurden, nachstehend inhaltlich kurz angeführt.)*

Nr. 308. — Sultan Amurat II. gestattet (1430) von Adrianopel aus den Ragusanern freien Handel in seinen Ländern. (Eine Abschrift im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 339. — Derselbe bestätigt (1442) den Ragusanern ihre Privilegien. (Die Privilegien im *Cod. ragus.* fol. 55.)

Nr. 374. — Sultan Mohammed II. gibt 1456 (April) dem Sandžakbeg der Herzegovina, den Kadis von Novi (Castelnuovo) und Foča Weisungen betreffs des Salzes in Ragusa. (*Cod. ragus.* fol. 119 a.)

Nr. 375. — Derselbe schreibt 1456 (Juli) in derselben Sache an die gleichen Personen. (*Cod. ragus.* fol. 118 b.)

Nr. 389. — Derselbe schreibt 1461 in gleicher Sache. (*Cod. ragus.* fol. 119 b.)

Nr. 435. — Ali Beg und Hamza Beg stellen dem gewählten Herzog Vlatko von Ragusa 1470 eine Urkunde aus. (Eine Transkription in türkischer Sprache im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 436. — Die Sultanin Mara bestätigt (1470) den Ragusanern die Überbringung der ihr zugewiesenen jährlichen Einkünfte von Stagno für die Erzengelkirche in Jerusalem. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 437. — Sultan Mohammed II. bestätigt von Vize aus (1471) den Ragusanern die Abfuhr der gesetzlichen Jahressteuer von 9000 venet. Dukaten. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 438. — Derselbe beauftragt (1471) den Hamza Beg ein angeblich von den Ragusanern an der Narenta erbautes hölzernes Schloss zu zerstören. (Abschrift im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 439. — Hamza Beg verzichtet (1472) im Namen des Sultans Mohammed II. auf den bei Herzog Vlatko von Ragusa erliegenden Nachlass des Herzogs Stefan, nachdem er den Berechtigten ausgefolgt wurde. (Abschrift im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 440. — Die Sultanin Mara versichert (1473) die Herren von Ragusa und ihren Fürsten ihrer Freundschaft und Unterstützung. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 445. — Dieselbe stellt, (1497) in Ježovo eine Stiftungsurkunde aus, wonach die Ragusaner von deren Jahreseinkünften in

*) Die vorangesetzten Zahlen sind mit der Nummer der betreffenden Urkunde im genannten Werke identisch. — Die Jahresdaten dürften nicht immer vollkommen genau sein, da bei der Anrechnung der Aera Hidžra in die christliche Zeitrechnung einmal Sonnen-, einmal Mondjahre zugrundegelegt worden sein dürften.

Stagno jene 1000 Perperas, die sie bisher für das Erzengelkloster in Jerusalem abzuführen hatten, nunmehr dem Kloster Hilandar am Berge Athos zu übergeben haben. (Original im letztgenannten Kloster.)

Nr. 447. — Sultan Mohammed II. bestätigt (1480) von Konstantinopel aus den Ragusanern gewisse Privilegien und legt ihnen die Zahlung von 15.000 Goldmünzen auf. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 448. — Derselbe bestätigt (1481) den Ragusanern abermals welche Privilegien. (*Cod. ragus.* fol. 115 b.)

Nr. 449. — Sultan Bajazit II.*) erlässt (1481) von Adrianopel aus den Ragusanern einen Teil des Tributes und bestätigt ihre Privilegien. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 450. — Derselbe schreibt (1483) dem Dazdar von Novi (Castelnuovo) in Angelegenheit des Salzregales in Ragusa. (*Cod. ragus.* fol. 118 a.)

Nr. 451. — Derselbe schreibt (1483) dem Kadi von Hoči (Foča) und dem Dazdar von Novi in gleicher Sache.

Nr. 452. — Derselbe schreibt (1484) dem Sandžak Beg der Herzegowina, Mustafa Beg und den Kadis in gleicher Sache. (*Cod. ragus.* fol. 188.)

Nr. 454. — Derselbe schreibt von „Na Bane“ (1485) den rumelischen Kadis, dass die in Ragusa regelrecht ausgestellten Schuldscheine auch in seinen Ländern gültig sind. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 455. — Die Sultanin Mara antwortet (1487) gnädigst den Ragusanern auf ihre Entschuldigung, dass ihre Gesandten gelegentlich des Erscheinens bei der Pforte nicht auch bei ihr erschienen sind. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 456. — Dieselbe stellt (1487) ein Beglaubigungsschreiben den bei ihr erschienenen Gesandten von Ragusa aus. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 467. — Achmet Paša schreibt (1501) im Auftrage des Sultans Bajazit II. den Ragusanern und gibt ihnen den freundlichen Rat die seit einigen Jahren eingestellten Zahlungen an das Kloster Hilandar und St. Paul endlich zu leisten. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 472. — Sultan Bajazit II. bestätigt (1512) von Konstantinopel aus, dass die Gesandten von Ragusa den Tribut voll erlegt haben. (Aus einer lat. Abschrift des Ivannis Danilo.)

*) Er nennt sich selbst in der Urkunde: »Sultan Bajazit Chan«.

Nr. 473. — Sultan Selim I. bestätigt (1530) von Brussa den Ragusanern den richtigen Erhalt des Harač (Steuer, Tribut.) (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 476. — Derselbe bestätigt (1570) den Ragusanern ihre Handelsprivilegien. — (Aus dem „Glasnik“, IV., 1852.)

Nr. 477. — Sultan Soliman II. bestätigt (um 1520) den Ragusanern, dass der Harač mit 2500 venet. Dukaten auf der Pforte richtig erlegt wurde.

Nr. 478. — Der Donaukapitän Mustafa schreibt (1536) von Pest aus dem Kapitän von Gran, dass er den kgl. Legaten durch einen verlässlichen Mann wird nach Konstantinopel begleiten lassen.

Nr. 484. — (Aus dem XVI. Jahrh.) — Ali Beg Pavlović stellt den Ragusanern eine Vollmacht aus. (Originale im Staatsarchive zu Wien.) —

Nicht uninteressant ist es, dass Johann Zapolya — der Gegenkönig in Ungarn — gleichfalls slavisch (in cyrillischer Schrift) schrieb und haben sich hievon drei Schreiben erhalten, die Miklosich auch in die „*Monumenta Serbica*“ aufgenommen hat.

Nr. 479. — Zapolya bestätigt (1537) von Grossvardein dem Mehmed Beg, dem Herrn von Serbien (Jahiapašić), dass er von ihm ein sehr gnädiges Schreiben erhalten habe. —

Nr. 480. — Derselbe schreibt (1537) an die gleiche Adresse, sendet und empfiehlt ihm den Legaten Fekete Janoš. —

Nr. 481. — Derselbe schreibt (1537) nochmals an die gleiche Adresse, und empfiehlt ihm abermals seinen Legaten Fekete Janoš. — Alle drei Schreiben sind gefertigt: Joannes Rex manu propria. —

Es fällt hiebei wohl auf, dass sich da vor allem so zahlreiche diplomatische Urkunden erhalten haben, die lediglich zwischen Konstantinopel und Ragusa ausgetauscht wurden, denn die Zahl derjenigen, die andere slavische Balkanstaaten betreffen, ist relativ recht gering. Doch ist dies sehr einleuchtend. Ragusa hatte ein geordnetes Staatswesen und war eine Handelsrepublik, legte daher, wie jeder ordnungsliebende Geschäftsmann, auch eine besondere Fürsorge für die Verwahrung der Verträge und sonstiger Urkunden an den Tag. Die Stadt Ragusa wurde auch nie gründlich zerstört, eingeäschert oder geplündert. In den übrigen Ländern, die unter der türkischen Herrschaft standen, war aber der Vandalismus jeder Art an der Tagesordnung. Es erhielt sich daher von den verfassten oder gewechselten Urkunden nur sehr Spärliches; nebstbei scheint es, dass man da mehr mit dem Schwerte als mit der Feder geschrieben hat, daher nur in den unvermeidlichsten Fällen zur Tinte griff.

Als Beispiel, wie so eine Urkunde aussah und welchen Wortlaut sie hatte, wird nachstehend jene unter Nr. 436 erwähnte bildlich wie textlich wiedergegeben. Im Originaltexte, der cyrillisch geschrieben ist, lautet sie in lateinischer Transkription:

+ *Ja gospogja carica Maara primih od dohodka dubrovačkoga pet set perper dubrovačkih što dava Dubrovnik dohodk od Stona na Jerusalem crkve svetomy arhandjelu na godište; i što je bio dohod ovoga godišta, to donesoše počteni vlastele dubrovački: Joko Bunić i Paladin Lukarević, i predadoše u teh pet set perper dinar dubrovačkih, što četiri deset i sedm dukat; a tedan bješe dukat u Dubrovniku po 41 dinar, i tomu i svedoci vlastele gospogje carice: vrač Bjeli i Kraimir i Branko, pisan v ljet 6.979 noebra 4., a pak kako se latinski razumie, od roždestva Hristova 1470 ljet noebra; 4. a pisa Simom jeklisiarh gospogje carice.*

Verdeutschung: „+ Ich Frau Kaiserin Mara empfing 500 Ragusaner Perper*), welche Ragusa vom Einkommen von Stagno, der Jerusalem Kirche „Zum hl. Erzengel“ als jährliches Einkommen zu geben hat; und das auf dieses Jahr entfallende Einkommen brachten die ehrbaren Ragusaner Edlen: Joko Bunić und Paladin Lukarević und übergaben diese 500 Perper Ragusaner Währung, (d. i.) 147

*) »Perper« ist im allgemeinen als ein Sammelbegriff für eine bestimmte Münzsumme bei den Südslaven im Mittelalter anzusehen und ist etwa mit der Bezeichnung: ein Pfund Sterling, ein Schock guter böhmischer Groschen, ein Goldbeutel zu vergleichen, war daher anscheinend nie eine Münzeinheit im konkreten Sinne, d. h. ein Geldstück, »perper« genannt, existierte nicht für sich. Der »perper« enthielt jederzeit 12 Silber-Denare, wie sehr auch der Wert des Dinars sich jeweilig verändern mochte. Aber auch der Begriff »dinar« galt mitunter als bloße Benennung für einen Geld- oder Rechenwert, analog wie heute der Slovener Geld im allgemeinen, sei dies nun ein Dukaten oder Heller, als »denar« kennzeichnet. Der südslavische »denar« galt wohl als ein festgesetztes Silbergeldstück, dessen Gewicht und Feinheit jedoch zeitweise wechselte. Und tatsächlich findet man die Ausdrücke »perper« und »dinar« am häufigsten in Berechnungen angewendet; so sagte man z. B., es sollen soundsoviel »perper« in »dinars« gezahlt werden. Nachdem aber ein »perper« stets 12 »dinar« enthielt, es aber genau bekannt war, wie viele »perper« eine gewisse Gewichtseinheit ausmachten, so war dadurch doch auch die Summe angegeben. Diese Gewichtseinheit des Geldes nannte man »litra«, die ungefähr 288 gr gleichkam. Je nach dem Wechsel des Silberwertes wechselte auch der Inhalt der »litra« an »perper« u. zw. stieg derselbe von 12 zu Anfang des XIII. Jahrhunderts auf 22 um die Mitte des XV. Jahrhunderts, d. h. der Feingehalt des Silbers sank fortgesetzt. Um das Jahr 1350, also wenige Jahre nach der Annahme des Kaisertitels durch Dušan, gingen 16 »perper« auf eine »litra«. In Venedig sowie in den dalmatinischen Küstenstädten war der Münzfuß, wonach 20 »perper« auf eine »litra« kamen, im Gebrauche. Zwei solcher »perper« gaben hier auch einen venezianischen Dukaten, während die Ragusaner Dukaten demnach nahezu $3\frac{1}{2}$ »perper« gleichkamen.

Das Grundthema, wonach das verliebte Mädchen auf die Rückkehr ihres in den Krieg oder auf die Wanderschaft gezogenen Geliebten und Bräutigams sehnsüchtig wartet; dass sie hofft, er werde sie nach unbegründet langem Ausbleiben endlich doch abholen und heiraten; dass er sich, falls er gestorben, auch irgendwie anmelden werde, ist der Volksseele aller Slaven, wenn auch in den verschiedensten Versionen, allgemein bekannt. Auch die Albanesen und Griechen kennen ähnliche Erzählungen, indes sich bei den germanischen wie romanischen Völkern dieses mehrweniger gruselige, wenn auch poetisch angehauchte Motiv der treuen Jugendliebe bis über den Tod hinaus, in der Volksepik nicht so prägnant oder variiert hervorhebt. Es handelt sich aber überall um eine Gespensterhistorie, deren Urversion schon viel gesucht wurde, und wobei die Spuren immer zu den Slaven führten.

Bürger erzählt zwar selbst, der Gesang eines Landmädchens zu Appenrode (Hannover), dessen Text dieses Thema fragmentarisch behandelte, habe ihm die erste Inspiration zur Verfassung der so bekannt gewordenen Ballade „Lenore“ gegeben, d. h. habe ihn veranlasst die spärliche Handlung aus eigener Erfindung zu erweitern und dichterisch zu formen. Woher jenes Mädchen selbst den Stoff hatte oder aus welcher Gegend es stammte, weiss man heute nicht; möglicherweise ist jenes Volkslied in diesem Falle von einem Wendenmädchen gesungen worden, wo das Märchen auch populär ist. Überdies hat eine solche Kenntnis auch keinen verlässlichen Wert für die Provenienzforschung, da Volkslieder eben Leute, die ihre Heimat vorübergehend oder ständig verlassen, überallhin vertragen können.¹⁾

Beim Vergleiche der russischen, polnischen, litauischen, wendischen, böhmischen, slovakischen, slovenischen, kroato-serbischen, bulgarischen, albanesischen und griechischen Märchen oder Sagen à la Lenore stellt es sich fühlbar heraus, als ob sich die Urform in der slovenischen Version am originellsten erhalten hätte, da diese am einfachsten und natürlichsten lautet, indes alle übrigen schon unterschiedliche Zusätze der Volksphantasie zu dem Paradigma aufweisen. Namentlich macht sich der christliche Einschlag in den Fortbildungen besonders bemerkbar, ein Hinweis, dass die Urform schon vorchristlichen Datums sein kann, und berechtigten namentlich die christlich-pädagogischen Zutaten, wie man sich vor bösen Geistern schützt, zu der Hypothese, wo die Urquelle am berechtigtesten zu suchen sei.

¹⁾ Man vergleiche z. B. die Gralsage, die von ihrer Urheimat in Untersteiermark plötzlich in Spanien und Frankreich in förmlich autochthoner Fassung auftaucht.

Das slovenische Märchen lautet, dem Originale textlich wie formell tunlichst genau angepasst, in deutscher Übertragung folgend:

*Sie sammelt Blumen, um daraus
Zu winden einen Blumenstrauss;
Und aus dem deutschen Rosmarin.²⁾
Aus roten Nelken macht sie ihn.
„Mit Tränen werd' ich netzen ihn,
Mit schwarzem Faden binden ihn.
Bist Anzelj³⁾ lebend oder tot,
Den Strauss zu holen tut es not!“ —
Und elf der Hammer eben schlug,
Als Anzelj schon ans Fenster schlug.
„„ Ob Anzelj lebend, tot ich bin,
Ich um den Strauss doch kommen bin.
Nur spute dich, o Liebste mein,
Wir reisen weiter flugs zu zwein!“
Die Tür aufschliesst die eine Hand,
Betastet ihn die andere Hand. —
Das Liebchen macht sich rasch bereit.
Mit ihm zu reisen nun zu zweit. —
Sie ziehen weit und langen an
Zuletzt auf einem ebenen Plan.
Zu ihr dahier nun Anzelj spricht:
„„Mein Liebchen, siehst du etwa nicht,
Wie Mond und Sterne leuchten hell,
Und wie die Toten reiten schnell?““
„O stille, stille Anzelj du,
Und wünsch' den Toten ihre Ruh,
Denn Mond und Sterne leuchten hell,
Dass uns der Weg vergehe schnell!“ —
Da liegt ein Friedhof gottgeweiht;
Ein frisches Grab sich öffnet weit,
Und Anzelj flugs hinein sich legt;
Die Erd' ihn gleich von selbst bedeckt. —
Ein furchtbar Gruseln sie befällt,*

²⁾ Die Rosmarinpflanze ist in den Mittelmeerländern und im Karste noch wetterhart; in Deutschland muss sie hingegen im Herbst in Töpfe verpflanzt werden. Der in Töpfen wachsende Rosmarin heisst daher bei den Slovenen, der »deutsche«. — Solche ethnographische Bezeichnungen sind in der Botanik nicht unhäufig; so sprechen z. B. alte deutsche Arzneibücher hingegen vom »windischen« Storchschnabel (Geranium).

³⁾ »Anzelj« ist in manchen Gegenden der slovenische Rufname für: Johann, Hans. Das »z« ist weich auszusprechen.

*Am schwarzen Grab sie niederfällt,
Da bricht in ihr das arme Herz
Von diesem Schauder, diesem Schmerz. —*

Dieses Volkslied, von welchem der Verfasser bis nun die Melodie nicht erfahren konnte, und von dem man nur weiss, dass jeder gerade Vers immer doppelt gesungen wurde, ist das einfachste von mehreren slovenischen Varianten.

Es fällt auf, dass hier über den Geliebten selbst gar keine orientierenden Daten gegeben sind, während sonst nahezu alle Märchen dieser Richtung wissen wollen, dass er als Soldat in der Schlacht gefallen sei. Bürger selbst geht noch weiter, indem er eine bestimmte historische Handlung zugrundelegt, da er sagt:

*Mit des Königs Friedrich Macht
War er gezogen in die Prager Schlacht,⁴⁾
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.*

Abweichend erscheint in der slovenischen Fassung auch die Geisterstunde; sie beginnt bei den Slovenen schon um 11 Uhr und endet bereits um Mitternacht. In einer zweiten Variante ist dies sogar ausdrücklich hervorgehoben.

Besonders bemerkenswert ist hier der kurze, rasche und menschlich natürliche Schluss, welchen sonst keines der Märchen kennt, denn gerade hier treten in der Mehrzahl der slavischen Versionen verschiedene neue Motive hinzu, vermutlich um die Handlung breiter zu gestalten, wie es eben in jeder Weitererzählung in der Praxis der Fall ist. Allerdings muss sich in jenen Fassungen, wo der verstorbene Liebhaber durch die Tränen, die Sehnsucht oder gar durch Zauberkünste der Geliebten aus seiner Grabesruhe aufgestört wird, der sodann das von seinem Tode nichts ahnende Mädchen aufsucht, sie beredet mitzugehen und sie dann mit ins Grab ziehen will, auch die Szene fortsetzen, namentlich wenn das Mädchen in diesem Augenblicke zu fliehen sucht, womit der tote Bräutigam nicht einverstanden sein kann. Bei der Verfolgung der Braut kommt es nun zu den verschiedensten dramatischen Konflikten, die nachstehend kurz dargelegt werden.

In einem kleinrussischen Märchen reicht die Braut dem Toten in das Grab die Truhe mit der Brautausstattung, läuft sodann davon und flüchtet sich in ein Häuschen, um sich rasch darin zu verriegeln.

⁴⁾ Bürger behandelt das Märchen demnach als ein junges Ereignis, denn die Einnahme von Prag durch Friedrich d. Gr. erfolgte i. J. 1744.

Aber dort lag auch ein Toter. Als der Bräutigam bemerkte, dass sie fort ist, rannte er ihr nach und kam vors Häuschen. Sie kroch aber auf den Ofen und versteckte sich. Er klopft an die Türe, fordert den toten Kameraden auf zu öffnen und ihm die Frau herauszugeben. Der Tote öffnet die Türe, jedoch mit der Bemerkung, die Braut zu teilen, wozu der Bräutigam einwilligt; jeder nimmt sie nun bei einem Beine und sie reissen sie entzwei.

Eine zweite Version hat bereits eine grosse Ähnlichkeit mit der böhmischen Darstellung des Märchens. Als der tote Bräutigam in das Grab steigt, vergisst er nicht die Geliebte beim Kleide festzuhalten, damit sie nicht ausreissen könne. Doch sie wirft rasch das Miederleibchen von sich und rennt weg. Er läuft ihr nach. Da wirft sie ihm den Rock und dann sukzessive die Schürze und Ohrringe zu, bei denen sich der Tote immer aufhält, und läuft schliesslich im Hemde in das Dorf. Sie betritt ein Haus, in welchem Licht zu sehen war; doch lag darin auch nur ein Verstorbener. Sie packt schnell einen Hahn und kriecht damit auf den Ofen. Der tote Bräutigam fordert den Toten auf, ihm das Mädchen herauszugeben. Als er sich hiezu anschickt, kräht der Hahn, worauf der Tote machtlos wird. Das Mädchen wurde ob des Schreckens krank und starb bald darnach.

Ein drittes kleinrussisches Märchen weiss wieder, dass das Mädchen auch das Hemd von sich geworfen und dann in ihr Wohnhaus geeilt sei, wo sie sich rasch verriegelte. Nachdem der Tote jedes Kleidungsstück einzeln zerrissen hat, kommt er zum Hause und ruft ihr zu: „Dein Glück, dass du fortliefst; ich hätte dich sonst gelehrt um Tote zu weinen!“⁵⁾

Ein weiteres Märchen endet auch mit der Rettung durch den Hafer. Doch fällt dabei eine Analogie mit dem slovenischen Texte auf, denn der Tote sagt zweimal zu dem Mädchen: „Es scheint der Mond und der Stern.“ Aber auch in „Lenore“ wiederholen sich die Verse: „Wie der Mond leuchtet so hell, wie die Toten reiten so schnell“ nahezu wörtlich mit dem slovenischen Texte.

Ein polnisches (masurisches) Märchen erscheint schon etwas durch die Mittheiler verfeinert. Hier zeigt der Geliebte dem Mädchen sein Grab, d. i. sein Bett und fordert sie auf, nachdem sie um ihn geweint, nun auch mit ihm zu schlafen. Sie fügt sich zum Scheine, ersucht ihn aber, da das Grab zu hart gefroren sei, ihr Tuch auszubreiten, damit sie weicher liege. Die Gelegenheit des Ausbreitens des Tuches benützt das Mädchen und flieht in ein offenes, beleuch-

⁵⁾ Die Volksmeinung, dass Tränen die Ruhe der Toten stören, bestätigt sich auch in einem anderen kleinrussischen Märchen.

tes Häuschen. Doch war das die Totenkammer und ein Leichnam lag darin im offenen Sarge. Sie schliesst kaum die Türe ab, da klopft auch schon der tote Bräutigam und fordert den Toten auf, zu öffnen. Letzterer beginnt sich zu erheben. Das Mädchen betet nun inbrünstig zur hl. Jungfrau, zerreisst in ihrer Angst die Schnur des Rosenkranzes und wirft eine Perle hievon auf den Leichnam, der sich indessen erhoben, worauf er jedoch rücklings auf die Bahre zurückfällt. Als sich der Tote später wieder erhebt, wirft sie eine weitere Perle auf ihn und wiederholt dies, bis sie alle Perlen verworfen hat. Der Tote erhebt sich nun wieder und will eben den Riegel wegschieben, da krähen die Hähne, der Tote fällt in sich und das Klopfen draussen hört gleichfalls auf. — Das Märchen spinnt sich dann noch weiter bis zum Tode des Mädchens fort, dessen letzter Wunsch jedoch, im gleichen Grabe mit dem Geliebten zu ruhen, nicht erfüllt wird.

Ein bei den Polen vorgefundenes Märchen erzählt, dass die Geliebte während des Totenrittes nacheinander Gebetbuch, Skapulier, Rosenkranz und ein von der Mutter erhaltenes Kreuz von sich wirft. Da schlägt die Uhr, die Hähne krähen, und Ross, Reiter und Maid verschwinden; zu sehen bleibt nur ein frisches Grab — ohne Kreuz.

Besonders phantasievoll ausgebildet ist die litauische „Lenore“. Die beiden Reiter kommen über mehrere Friedhöfe schliesslich zur Hölle. Das Mädchen wittert Unheil und macht sich davon. Der tote Geliebte zündet sich in der Hölle eine Pfeife an und ruft die Höllengeister auf, ihm bei der Verfolgung behilflich zu sein. Als die Verfolger schon dicht hinter ihr waren, warf sie ein Buch weg. Die Geister zerreißen dasselbe. Um an Zeit zu gewinnen, warf sie nun das ganze Bündel Kleider hin. Endlich gelangt sie zu einem matt erleuchteten Häuschen, huscht rasch hinein und umwickelt die Türklinke mit dem Rosenkranze. Darinnen lag ein Leichnam auf einem Brette, neben ihm ein toter Hahn; letzteren nahm sie zu sich. Jetzt kommt der Bräutigam nach und ruft hinein: „Du Toter, mach auf! Ich kann nicht hinein, denn die Tür ist mit einem Stricke zugebunden und über das Fenster ist ein Kreuz gemacht.“ — Der Leichnam erhob sich, fragte aber vorerst das Mädchen, weshalb es verfolgt werde. Sie erwiderte aber, dass sie nicht sogleich antworten könne; sie müsse nämlich vorerst die Geschichte von des Flachs Qual erzählen. Sie erzählt nun dem Toten ausführlichst, wie man den Flachs sät, wie er dann wächst und reift, wie er gerauft, getrocknet, ausgespreitet, aufgenommen, in die Brechstube gebracht und wieder getrocknet wird; wie man ihn brechelt, ausschwingt, hechelt, spinnt, webt, schneidet

und näht. Diese Finte half ihr die Geisterstunde auszufüllen, denn als sie endete, krächte auch der Hahn und sie sah sich plötzlich inmitten eines Morastes auf einem Baumstumpfe sitzen. — In diesem Falle ist sonach das eigentliche Märchen schon mit jenem von Irrlichtern zusammengekoppelt.

Poetisch am schönsten ist wohl die böhmische „Lenore“. Sie ist nach einem Volksmärchen von Erben gedichtet und stellt sich, wenn sie Bürgers „Lenore“ nicht übertrifft, zum mindesten gleichwertig neben jene. Das Gedicht ist unter dem Namen „Svatební košile“ (= Hochzeitshemd) weit bekannt worden. Die Handlung ist im allgemeinen ähnlich dem polnischen und dem angeführten dritten kleinrussischen Märchen. Das religiöse Kleid des Märchens tritt hier am prägnantesten von allen hervor.

Einen ganz abweichenden Schluss hat das mährisch-slovakische Volkslied. Als das Mädchen den Geliebten begleitet, erzählt er ihr, er sei schon sechs Jahre in der Erde gelegen, aber im siebenten habe er infolge ihrer Zaubereien das Grab verlassen müssen. Sie läuft nun nach Hause und erzählt der Mutter, dass der Bräutigam erschlagen wurde und unter dem Kirschbaume begraben worden sei. Die Mutter gibt ihr Geld auf Messen. Kaum hatte der Priester die Messe vollendet, kommt schon der Tote und bedankt sich für die Errettung aus der Hölle.

Im wendischen Märchen kommt der tote Bräutigam zur Liebsten ohne Kopf auf einem Schimmel in der Nacht geritten; trotzdem ging sie mit ihm. Beim Abschiede reicht er ihr die Hand, doch diese wurde schwarz, so weit er sie berührte.

Die kroatische Fassung hat das Kochen eines Totenkopfes zur Grundlage, denn auf dieses hin folge der Tote erst dem Rufe der Geliebten. Ansonst ist der Vorgang ein ähnlicher wie bei einigen schon erzählten Märchen. Als sie zum Friedhofe kommen, steigt der Tote ins Grab und zieht das Mädchen an der Schürze zu sich. Dieses flüchtet sich aber in die Totenkammer, wo auch ein Leichnam lag. Dann kommt der Geliebte aus dem Grabe und fordert vom Toten die Herausgabe des Mädchens; doch dieser rief ihm zu: „Toter, lass die Lebenden in Ruhe!“ Zu ihr aber sagte er, sie möge Gott danken, dass er mit ihr sei, denn sonst wäre es ihr so ergangen, wie ihrer Schürze. (Diese hing nämlich, in viele Stücke zerrissen, am nächsten Morgen an den Friedhofskreuzen.) Doch auf welchem Wege sie nach Hause rückkehren wolle, überall werde sie hiezu sieben Jahre benötigen. — Es steckt darin eine didaktische Lebensregel, dass ein Mädchen nicht zu lange auf den Geliebten warten soll, da sie indessen

eine alte Jungfer werden könne, denn das Märchen weiss weiter, wonach das Mädchen nun niemand mehr heiraten wollte, weil „am Nachmittag keine Messen mehr gelesen werden.“

Aus den meisten dieser Fassungen des „Lenore“-Motives geht sonach hervor, dass der tote Bräutigam an der Geliebten Rache nehmen will, weil sie ihn auf diese oder jene Art in seiner Grabesruhe gestört habe.

Schon wesentlich abweichend wird dieses Motiv bei den Serben, Bulgaren, Albanesen und Griechen behandelt, denn hier tritt bereits die Geschwisterliebe mehr in den Vordergrund und bildet das serbische Lied von Jovan und Jelica eine Art Paradigma. — Eine Mutter hatte neun Söhne und eine Tochter. Diese Tochter (Jelica) umwerben ein Dorfbursche und ein überseeischer Ban. Die Mutter zieht den Nachbar vor, die Brüder den Ban. Nun rafft eine Pest die neun Brüder dahin. Jelica weint bittere Tränen, da sie seit drei Jahren niemand besucht, weshalb sie auch von ihren Schwägerinnen geschmäht wird. Sie fleht zu Gott, diesen ihren Zustand zu ändern. Sie wird erhört und daraufhin erscheint ihr jüngster Bruder Jovan. Sie will gleich mit ihm gehen; er rät ihr jedoch ab, aber vergebens. Auf dem Wege bemerkt sie, dass er sehr blass aussehe; aber er rechtfertigt dies damit, dass er viel Sorgen habe. Sie kommen bei der Dorfkirche vorbei. Jovan will in die Kirche, wo er bei der Trauung seines Bruders den Ring verloren; indessen muss Jelica draussen auf ihn warten. Als sie lange vergebens wartet, geht sie ihm nach; doch erst, als sie die vielen Gräber sieht, wird es ihr klar, dass sie vom toten Jovan besucht wurde. Sie kehrt nun zur Mutter zurück, die ihr vorerst nicht öffnen will; doch endlich erkennen sie sich, sie fallen sich jammernd in die Arme und sinken zusammen tot zu Boden.

W. Wollner, der über dieses Thema ziemlich ausführlich geschrieben (vrgl. Archiv f. slav. Phil. 1888, S. 239—269), gelangt zur Hypothese, dass die Urversion des „Lenore“-Motives slavisch ist, und neigt dahin, dass das serbische Lied das genuine sein könne. Wir können aber dieser, wenn auch noch so verklausuliert hypothetischen Annahme absolut nicht beipflichten und glauben, dass die slovenische Version den überzeugendsten Eindruck für die Ursprünglichkeit macht, denn für diese Hypothese sprechen folgende gewichtige Gründe:

- a) ist die Handlung hier noch ungemein einfach und natürlich;
- b) tritt das Unlogische, dass der Herzgeliebte plötzlich mit Rachegefühlen auftaucht, hier noch nicht an den Tag, und mag diese Wider-

sinnigkeit späteren religiösen Einflüssen zuzuschreiben sein, damit das Volk an keinen Geisterspuk glaube;

c) macht die slovenische Fassung deshalb einen überaus alten Eindruck, da sich darin noch keine christlich-religiösen Einflüsse geltend machen. Der Umstand, dass da der „gottgeweihte“ Friedhof erwähnt wird, ändert daran nichts, denn jedem Volke gilt die Ruhestätte der Ahnen als ein Heiligtum. Anachronistisch ist lediglich die Erwähnung, dass der Hammer eilf Uhr schlägt, was jedoch nur beweist, dass sich solche Volkserzählungen den Kulturfortschritten automatisch anpassen.

Alles poetische Volksgut der Slaven erfordert daher dringend einer gegenseitigen vergleichenden Durchforschung, denn nur auf diese Weise wird es möglich, gewisse Schlüsse und Wegweiser zur Ur- und Variantenquelle herauszufinden. Es ist daher in dieser Richtung endlich eine internationale, wissenschaftlich objektive Sichtung und Klassifikation geboten, denn gerade hier liegt ein grosser Teil jener Belege verankert, die uns die tiefere Aufklärung über die verworrene Ethnologie, die entarteten Anschauungen über die slavische Sprach- und Kulturgeschichte, die reale Sinnes- und Geisteswelt unserer ältesten Vorfahren erst geben können.

M. Žunkovič:

Die Grünberger Handschrift ist zweifellos echt.

Im Tagblatte „Národní Listy“ (Prag) vom 3. Mai l. J. ist der Prager Universitätsprofessor Dr. Gustav Friedrich analog wie gegen die Königihofer Handschrift (s. „Staroslovan“ S. 138—151) auch gegen jene von Grünberg mit dem Anathema aufgetreten, dass sie gleichfalls eine Fälschung sei.¹⁾

Man weiss nun bei diesem Schlussurteile absolut nicht zu unterscheiden, ob man hiebei die schülerhafte Unwissenheit oder eine bewusste Irreführung der Öffentlichkeit seitens dieses Paläographen „von Beruf“ in den Vordergrund zu stellen habe; man muss nur den Kopf schütteln, wie sich überhaupt ein so unerfahrener Redakteur finden konnte, der ein derartig konfuses und seinem Zwecke nach leicht erkennbares Geschwätz in ein halbwegs seriöses Blatt aufnehmen konnte. Da sich aber Fr. selbst überall als „Professor der

¹⁾ Der Vereinfachung halber werden weiterhin die Grünberger Handschrift mit **GH**, die Königihofer mit **KH**, die Handschrift mit **HS** und der Name des Professors Friedrich mit **Fr.** abgekürzt angewendet.

Paläographie und Diplomatik“ präsentiert, müssen wir das ganze Verhalten Frs. doch eher als einen wohlervogenen Charlatanismus stigmatisieren, welches Urteil wir auch in allen Teilen begründen werden.

Fr. genügen schon folgende vier Punkte, um über die GH das Todesurteil zu fällen :

1. die GH ist auf ein Pergament geschrieben, das vorher als Vorsetzblatt irgendeines Buches diente und auf dem man behufs weiterer Verwertung die früher auf dem Vorsetzblatte befindlichen Notizen abkratzen musste ;
2. die GH ist durchwegs mit grüner Tinte geschrieben, was im Mittelalter vollkommen ungebräuchlich war ;
3. in der GH ist nur eine alte Schrift nachgemacht, in welcher nebst Formen, die erst im XII.—XIII. Jahrhunderte auftauchen, auch solche vorkommen, die schon viel früher aus dem Gebrauche getreten sind ;
4. die GH ist von jemandem geschrieben, dem die jedem mittelalterlichen Schreiber geläufigen Abbrüviaturen nicht bekannt waren.

Daraus ergibt sich bei Prof. Friedrich schon folgendes Schlussurteil : „Die GH kann von keinem mittelalterlichen Schreiber stammen, sondern sie ist von einer Person späterer Zeit verfasst, die dem Objekte nur einen sehr alten Eindruck geben wollte, d. h. mit einem Worte, die HS ist eine — Fälschung.“ —

Dem sei sofort entgegengestellt :

Ad 1. Woher Prof. Friedrich die Kunde hat, dass das verwendete Pergament zuerst als Vorsetzblatt diente, wissen wir nicht ; vielleicht hat er als „Professor der historischen Hilfswissenschaften“ spiritistische Séancen mit dem Jenseits, denn die reale Welt kann dazu nur sagen : es kann wahr, aber genau so auch falsch sein. Weshalb aber dieses an sich überhaupt ein „Fälschungsbeweis“ sein soll, leuchtet absolut nicht ein. — Fr. verurteilt hiemit etwas, was man anderswo hoch bewertet, muss daher auch sehr bescheidene Fachkenntnisse haben. Wir führen hier nur die Virgil-HS aus dem IV. Jahrhunderte an, die eine ganz ähnliche Vorgeschichte hat, aber dabei echt ist. Die einzelnen Pergamentblätter wurden gleichfalls auf Bücherdeckeln gefunden, abgelöst und gesammelt. Auch hier ist bisweilen eine Zeile abgeschnitten oder es fehlen Buchstaben am Anfang der Zeile. Das Pergament ist auch fein und lässt die Schrift auf der anderen Seite durchscheinen usw., weist daher genau die-

selben Äusserlichkeiten auf wie die GH. Weshalb ist nun diese gerade deshalb gefälscht, jene aber deshalb trotzdem echt?!

In diesem Falle ist es hingegen vollkommen sichtbar, dass die zwei vorhandenen Doppelblätter der GH einmal geradezu einem Buche angehörten, da die Altersspuren und die Eindrücke des Genäht- und Gebundenseins doch gut erkennbar sind. Wahrscheinlich ist das Buch auch einmal, wie sich dies oftmals wiederholte, auseinandergenommen und zu Andenken verteilt worden; das jetzt existierende Fragment kam einmal in den Besitz der Herren von Grünberg, wo es später auch in einem alten Archivkasten im Kellergewölbe gefunden wurde.

Weiters ist es auch unverständlich, warum die GH deshalb eine Fälschung sein soll, weil die auf dem „Vorsetzblatte befindlichen Notizen abgekratzt wurden“. — Man benützte eben einst jedes Stück Pergament, da dieses Schreibmaterial kostspielig war, so lange es eben ging. In der HS des hl. Hieronymus ist z. B. ein grosser Ausschnitt zu sehen; aber dieser bestand schon, als das Pergament mit dem jetzigen Texte beschrieben wurde. — Im Staatsarchiv zu Wien befindet sich eine kleine HS aus dem XII.—XIII. Jahrhunderte, die auf der einen Seite einen Brief der Bewohner von Popovo polje an die Ragusaner enthält; auf der Rückseite befindet sich die hiezu gehörige Adresse, und nichtsdestoweniger hat darüber später eine andere Hand ein Verzeichnis von Patriziern und Patrizierinnen von Ragusa geschrieben; ist deshalb nun alles eine Fälschung?! — Benützt denn heute gar niemand aus Sparsamkeitsrücksichten ein mässig beschriebenes Papier zu weiteren Notizen, trotzdem das Papier so billig ist?! —

Symptomatisch ist der stille Übergang Frs. zum Geständnis, dass die GH doch ein Palimpsest ist. Ich habe im Jahre 1911 als der erste aufmerksam gemacht, als ich die GH in Prag studierte, dass sie echt und überdies ein Palimpsest sei. Dass ich bei diesem Urteile kein weiteres Interesse — noch dazu als Nichtböhme — hatte, als meine wissenschaftliche Überzeugung ehrlich und offen auszusprechen, sowie dass ich dazu nicht „gewonnen“ wurde, kann mir jedermann wortlos glauben. An die Echtheit glaubte damals überhaupt niemand mehr und man verlachte mich allgemein; und gerade diejenigen, die heute schon den Palimpsestcharakter zugeben, wussten mir damals nicht genug Schimpftitulaturen ordinärster Art öffentlich beizulegen. Für eine Sühne des angetanen Unrechts findet Fr. selbstredend kein Wort. Vornehm ist zwar diese Methode nicht, wie man auf Umwegen still und mühelos zu neuen Forschungsergebnissen ge-

langt, ist aber für die grosse Welt weiter gegenstandslos. Es genügt, zu wiederholen: wenn jemand eine Schrift radiert, so ist er nach Fr. eigentlich schon ein notorischer Fälscher.

Ad 2. In dieser Behauptung zeigt Fr. bedenkliche moralische wie fachwissenschaftliche Mängel. Vor allem darf niemand, namentlich aber kein Paläograph von Beruf offen erklären, dass „das Schreiben mit grüner Tinte im Mittelalter vollkommen ungebräuchlich war,“ wenn dies eine Unwahrheit und wenn ihm die bezügliche Literatur gar nicht bekannt ist. Es ist doch seit langem festgestellt, dass z. B. das Kloster Raigern (Mähren) einen Kodex mit grün geschriebenen Glossen besitzt; desgleichen weist das Raudnitzer Nekrologium eine grünfarbige Schrift auf; überdies hat die KH grüne Verzierungen, die chemisch genau so reagieren, wie die grüne Schrift in allen erwähnten HS. — Wir können Fr. diese blamable Belehrung vor der grossen Öffentlichkeit nach allem Vorausgegangenem nicht ersparen; jedermann, namentlich aber ein Universitätsprofessor, soll derartig handgreifliche Unwahrheiten nicht gewissenlos *bona fide* aussprechen, ehe er die bezügliche Literatur kennt, sich daher auch abgewöhnen, die ganze Welt für einen unwissenden Pferch zu halten, der jedes Argument gegen die Echtheit der HS für ein Evangelium nehmen muss. Für Bluffs dieser Art ist der blinde Glaube überdies schon sichtbar im Schwinden.

Die wissenschaftliche Inferiorität Frs. bezeugt aber noch die Feststellung desselben, „die chemische Reaktion zeige, dass in der verwendeten Farbe irgendeine kupferhältige Lösung enthalten sei.“ Fr. war hiemit doch schon so nahe daran, das Richtige zu entdecken: der Schreiber schrieb hier statt mit einer eisenhaltigen, mit einer kupferhältigen Tinte, die zur Zeit des Schreibens vielleicht noch braun oder dunkel war, aber durch die langsame Oxidation des Kupfers nach vielen Jahrhunderten genau auf demselben Wege grün wurde, wie sich auch der Grünspan, der Edelrost, das Kupfergrün, der Malachit u. ä. bilden. Welche Zeit erforderlich ist, dass eine solche Schrift mit kupferhältiger Tinte grün wird, wissen wir empirisch nicht, aber jedenfalls ist dazu eine längere Zeit notwendig, selbst wenn man Essigsäure zur Beschleunigung des Oxidationsprozesses beigegeben hätte. Da aber die GH schon zur Zeit der Auffindung grün war, ist sie sicherlich nicht im Jahre 1818 geschrieben oder gefälscht worden, weshalb jede weitere Verdächtigung derselben nur als eine dumm-dreiste Verleumdung angesehen werden muss.²⁾ Wir

²⁾ Soweit es dem Verfasser möglich war einigermaßen glaubwürdige historische Daten über die Erzeugung von grünen Tinten um das Jahr 1800 zu er-

haben sonach hier einen Echtheitsbeweis, wie wir keinen sichereren mehr benötigen.

Ad 3. In der GH ist tatsächlich eine alte Schrift „nachgemacht“, deren einzelne Formen schon im XII.—XIII. Jahrhunderte ausser Gebrauch getreten waren. Die Erklärung hiefür ist sehr einfach: die Entstehung der GH ist in die Zeit des VI.—IX. Jahrhunderts einzureihen, denn dann stimmt alles. Um hier künstlich einen Zwiespalt zu konstruieren, behauptet Fr., der „Fälscher“ habe zum Teile sehr alte, zum Teile hingegen neuere Buchstaben hiezu verwendet, was nicht nur unwahr, sondern widersinnig ist, denn weshalb soll sich der „Fälscher“ zweierlei Alphabete bedienen, da gerade dieses auffallen müsste.

Fr. beanständet z. B. die Darstellung des „a“; eine solche Form kommt etwa erst vereinzelt im XII., häufiger aber erst im XIII. Jahrhunderte vor. Das ist unrichtig: ein ganz ähnliches „a“ weist unter anderen auch schon der aus dem VII.—VIII. Jahrhunderte stammende Kommentar des hl. Augustin (Vatikanische Bibliothek) auf. Hingegen gibt Fr. zu, dass das halbunziale „g“ und „t“ im XII.—XIII. Jahrhunderte nicht mehr im Gebrauche war, dann dass die Buchstaben „e, m, n“ als Majuskeln dargestellt sind, was in den genannten Jahrhunderten auch nicht mehr zu bemerken ist. Kurzum, Frs. „Fälschungsbeweis“ besagt: da in der GH ein „a“ vorkommt, das nur das XII.—XIII. Jahrhundert kennt, die anderen Buchstaben hingegen in dieser Zeit bereits ausser Kurs waren, deshalb ist die HS eine Fälschung. — Darin zeigt sich aber eher die Fälschungsabsicht Frs. der Öffentlichkeit gegenüber, oder aber ist dies ein Zeugnis, dass Fr. die älteren Schriften gar nicht kennt, daher nur schwätzt. In der vorerwähnten vatikanischen HS kommt nämlich das ähnliche „a“ zugleich mit dem „e, m, n“ der GH vor. Das halbunziale „g“ und „t“ findet sich in jener HS zwar nicht in dieser Darstellung vor, dafür aber in einer solchen vom Jahre 509—510 (Rom) und einer weiteren aus dem Jahre 570 (Montecassino), sowie weiteren anderen. In den drei genannten HS ist daher schon das in der GH angewendete Alphabet, soweit sich die Buchstaben des lateinischen Alphabetes mit dem slavischen decken,

halten, gehen alle dahin, dass man sie damals aus blauen und gelben Flüssigkeitsmischungen herstellte; von einer Erzeugung durch Beigabe von Kupfer weiss keine Fachquelle etwas, obschon nicht daraus geschlossen sein will, dass dies absolut nicht der Fall war. Ob man eine kupferhältige grüne Tinte durch einen forcierten Oxydationsprozess, bei Berücksichtigung der chemischen Hilfsmittel jener Zeit ad hoc erzeugen kann, müsste sich durch entsprechende Proben wohl erweisen lassen.

vollkommen vorhanden. Dass aber keine dieser HS um das Jahr 1817 in Böhmen noch bekannt war, dieses braucht nicht erst besonders nachgewiesen zu werden. — Fr. bemühe sich nur einmal Dr. Steffens Werk „Lateinische Paläographie“ etwas gründlicher nachzusehen und er wird seine „Fälschungsbeweise“ nach jeder Richtung entwertet finden.

Ad 4. Mit welchem Rechte kann Fr. behaupten, dass der Schreiber der GH die mittelalterlichen Abbreviaturen nicht kannte, da Fr., wie wir eben gezeigt haben, doch nicht einmal die leicht erreichbaren HS kennt; wie kann er aber ein Urteil über die vielen Tausende von HS, die in der ganzen Welt zerstreut sind und von denen nicht einmal noch Faksimile zur Verfügung stehen, ein blindes Urteil abgeben?!

Fr. führt nun an, dass der „Fälscher“ für die Silben „pra“ und „pro“ richtig die im Mittelalter gangbaren Abbreviaturen anwendet, für „pre“ und „pri“ aber eine solche, die in den lateinischen Urkunden nicht vorkommen und dies sei bereits ein Kriterium der Fälschung. Wir können uns dies aber sehr natürlich erklären, abgesehen davon, dass wir für die slavische Schrift des ersten Mittelalters einstweilen, ausser der GH, keine weiteren Belege haben, nicht nur damit, dass sich der Fälscher gewiss strenge an das Konventionelle halten würde, sondern auch, dass der Schreiber im Slavischen geradezu gezwungen war, für jede Gruppe eigene Kürzungen anzuwenden, um sinnstörende Lesungen zu vermeiden. Man kann z. B. in den Begriffen „prodati, pridati, predati“, welche verschiedene Bedeutungen haben (verkaufen, zugeben, übergeben), doch nicht dieselbe Kürzung anwenden, da darunter die Deutlichkeit des Textes leiden müsste. Nach Fr. ist also lediglich der Slave nicht imstande etwas Selbsttätiges zu schaffen; er kann bestenfalls nur kopieren und auch dieses nur fehlerhaft!

Aber auch jene Behauptung Frs. ist unwahr, denn wer die älteren mittelalterlichen HS (z. B. die Kirchengeschichte Bedas vom Jahre 727, den Berner Kodex „*Valerius Maximus*“ vom Jahre 860, den Mailänder Kodex „*Cicero*“ vom Jahre 1154 u. a.) vergleicht, wird finden, dass es nirgends bestimmte Gesetze für Abbreviaturen gibt, denn der eine schreibt das pre, prae, wie der andere das pro und pra und ein anderer wieder umgekehrt. Wie konnte Fr. etwas dergartiges aussprechen, da man für jede seiner Behauptungen zahlreiche Gegenbeweise findet, selbst wenn man alte HS auch nur flüchtigst studiert.

Überdies muss Fr. gar nicht wissen, dass schon Dr. Steffens über die Abbreviaturen der lat. HS (S. XX) ausdrücklich sagt, da er dies bei seinen Forschungen bestätigt gefunden hat: „Man trifft schon

in den ältesten HS Abkürzungen jeder Art, doch im allgemeinen ist nur ein mässiger Gebrauch davon gemacht. Man macht gewisse Abkürzungen der Suspension und Kontraktion zuerst häufig nach Gußdünken, später hat man bestimmte, allgemein angenommene Formen dafür.“ —

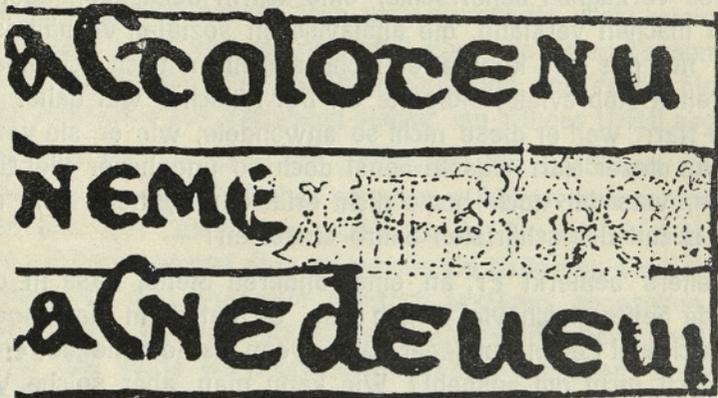
Nach Frs. Annahme war der „Fälscher“ der GH daher ein un-
gemein genialer Mann, der die böhmische Sprache des VI.—IX. Jahr-
hundertes vorzüglich beherrschte, eine Schrift sozusagen über Nacht
uralt zu machen verstand, die altslavischen sozialen Verhältnisse gut
kannte, nur das „a“ konnte er nicht synchronistisch schreiben und
nur an einer Abkürzung stolperte er. Der Fälscher war daher eigent-
lich ein Narr, weil er diese nicht so anwendete, wie er sie vorgefun-
den, aber dieser Narr wusste sonst doch so ungeheuer viel Geheim-
nisvolles, was wir noch heute nicht erfassen können. Und da soll
man nicht mit der schärfsten Satire einsetzen! —

Weiters bemerkt Fr. an einer anderen Stelle, dass in der GH
nicht jede Seite gleich viel Zeilen hat. Ja hat denn das modernste
Buch gleich viel Zeilen auf jeder Seite, wenn es dem metteur-en-pages
gelegentlich nicht gut ausgeht? Wie kann man aber solche Voraus-
setzungen bei allen HS verlangen, wo man doch auf Initialen so oft
Rücksicht nehmen und den Platz für solche schon vor dem Schreiben
festlegen musste! Es ist wahrlich widerlich, ein solches
gedankenloses, der primitivsten Kenntnis der Paläog-
raphie und Typographie entbehrendes Geschwätz
allen Ernstes noch aufklären, bezw. widerlegen zu
müssen! —

Dass bei Fr. der nun so viele Jahre als der „sensationellste“
Beweis für die Fälschung geltende Humbug mit dem Kryptogramm
„V. Hanka fecit“ keine Bedeutung mehr hat und ihn paläographisch
nicht mehr interessiert, glauben wir ihm aufs Wort; die Blamage mit
diesem bei den Haaren herbeigezogenen „Beweise“ der Fälschung
ist selbst einem Prof. Fr. schon zu abgeschmackt und zu massiv.

Mit dieser so rätselhaften Stelle, die auf der Tafel V, Schluss
der 3. Zeile von unten zu sehen ist, scheint es jedoch folgende Be-
wandnis zu haben. Ein Absatz des Textes schliesst da mit „slavne
sname“ ab und lässt den Zeilenrest frei, umsomehr als die Fort-
setzung mit der grossen Initiale „D“ beginnt. Es hat da nun jemand
später in den leeren Zeilenraum, wie der Oberlehrer Josef Hrubý
(Brünn) herausgefunden hat und was auch überzeugend scheint, das
Chronogramm „An Di 391“ in karolingischer Minuskelschrift einge-
fügt. Ob die Zahl „391“, d. i. 1391, selbst richtig gelesen ist, bleibt

allerdings fraglich, da vielleicht erst eine besonders scharfe Photographie die Konturen dieser Stelle besser hervorheben könnte. — Ein späterer Besitzer hat hingegen diese störende Stelle mit Zinnober bedeckt, aber die nun entschwundene Schrift selbst, damit sie doch nicht völlig in Vergessenheit gerate, in weniger auffälliger, punktierter Manier (mit Blei?) auf die Zinnoberfläche übertragen, deren Äusseres die beigegebene Figur darstellt.



Hanka konnte demnach von der unteren Schrift selbst unmöglich eine Kenntnis haben, da man erst nach dessen Tode (1861) durch die Photographie zur ersten Kenntnis dieser unteren Schrift gelangte. Dass aber die obere punktierte Schrift nur eine Skizzierung der unteren ist, darauf hat der Verfasser im Jahre 1912 öffentlich aufmerksam gemacht, da dies bis dahin allen Forschern gleichfalls entgangen war. —

Damit sich aber der nicht eingeweihte Leser selbst weiter ein Urteil über die GH bilden könne, ist es notwendig über die Geschicke dieses einzigartigen, für die slavische Kulturgeschichte — einstweilen — weitaus wertvollsten Sprachdenkmales das Wichtigste zu wissen.

Der Rentmeister Josef Kovář der Colloredo-Mansfeld'schen Domäne Grünberg in Böhmen fand im Jahre 1817 gelegentlich im Schlossarchive, das aus einem alten, im grossen Wirtschaftsgewölbe stehenden Kasten bestand, zwei schmutzige und höchst defekte Pergamentdoppelblätter. Da sie Schriftzüge aufwiesen, ging er damit in seine Kanzlei und reinigte sie vorerst mit einem feuchten Schwamme, erschrak aber sehr, als die vermeintlich schwarze Tinte eine grünliche Färbung annahm. Er bemühte sich nun einige Zeit hindurch den Schrifttext zu entziffern. Da aber seine Mühe erfolglos blieb, ging er damit eines Tages zum Dechant Franz Baubel nach

Nepomuk. Dieser fand mit der Zeit heraus, dass es sich hier um irgendein Gericht Lubušas handle, sowie dass darin bekannte Ortsnamen angeführt erscheinen. Später nahm Kovář die HS wieder zurück und liess sie weiter unbeachtet liegen. Erst als am 15. April 1818 die feierliche Bekanntmachung der Gründung eines Landesmuseums in Prag durch den obersten Burggrafen von Böhmen, Grafen Kolovrat, zugleich mit der Aufforderung zu Beiträgen für dasselbe erfolgte, erinnerte sich Baubel wieder an die HS und riet nun Kovář, er könnte jetzt seinen Fund dem Museum widmen und einsenden. Nachdem aber eine offene Zusendung seitens Kovář für ihn unangenehme Folgen haben konnte, umsomehr als zwischen ihm und seinem Dienstherrn ein nationaler Antagonismus herrschte, sandte er die HS Ende Oktober 1818 unter Beischluss eines orientierenden Schreibens im Postwege an die Adresse des Burggrafen Kolovrat ein. Dieser übergab die HS dem Grafen Kaspar Sternberg, der die Seele des entstehenden Museums war, und letzterer übergab sie wieder dem gelehrten Anton Puchmayer, seinem Patronatspfarrer in Radnitz, zur Entzifferung, was letzterem auch im grossen gelang. Doch passierte Puchmayer hiebei ein Versehen: er bog nämlich ein Doppelblatt so um, dass die 3. Seite zur 1. ward, daher er den Text wohl lesen aber keinen logischen Zusammenhang für die Handlung finden konnte. Schliesslich sandte er seine Lösung mit einem Faksimile, — nachdem sich Graf Sternberg das Original selbst behielt — und einem ausführlichen Berichte an den Sprachforscher Dobrovský. Dieser erkannte den Missgriff Puchmayers auch nicht und erklärte die HS, ohne noch das Original gesehen zu haben, für „ein elendes Machwerk und ein Geschmiere“ und bezeichnete gleich J. Jungmann, W. Hanka und J. Linda als die Urheber und Einsender der HS.

Im Jahre 1824 trat Dobrovský mit dem Artikel „Literarischer Betrug“ in Hormayrs Archiv offen gegen die HS auf und gab darin besonders seinem Ärger Ausdruck, dass die Polen die GH schon im Jahre 1820 abdruckten und sie als eines der wertvollsten Monumente des slavischen Altertums kommentierten, sowie, dass sie gleich im folgenden Jahre auch schon von der russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht und zugleich in russischer Übersetzung ausgegeben wurde. Man wollte jedoch damals in schärferer Weise nicht mehr gegen Dobrovský auftreten, da sich seine periodische Gemütskrankheit immer häufiger einstellte; er starb auch bereits am 6. Jänner 1829 in völliger Geistesumnachtung.

Besonders charakteristisch dafür, wie unsicher Dobrovský in dieser Sache war, zeugt unter anderem folgendes Ereignis. Dobrovský wollte, dass die HS chemisch untersucht werde; der damalige Professor der Chemie am technischen Institute in Prag, Steinmann, erklärte, dass die Untersuchung, ob die verwendete Tinte alt oder neu sei, wohl unbedingte Gewissheit geben muss, nur werde dabei ein Teil der HS zugrundegehen; da stand Dobrovský sofort davon ab mit den Worten: „Sie könnte am Ende doch echt sein!“

Nachdem sich später noch der Slovene Kopitar und der Slovake Palkovič der Meinung Dobrovskýs anschlossen, dass die GH unbedingt ein Falsum sei, haben hingegen Palacký und Šafařík im Jahre 1840 in ihrem Werke: „Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache“ mit wissenschaftlichen Belegen jeder Art die Echtheit der Handschrift nachgewiesen, worauf volle Ruhe einzog. — Erst im Jahre 1858 trat der Redakteur David Kuh des „Tagesbote für Böhmen“ (Prag) auf, der erneuert Hanka als Fälscher der HS bezeichnete. Letzterer suchte nun Schutz beim Gerichte, welches feststellte, dass der geschilderte Tatbestand der Auffindung und des Einsendens richtig ist, daher Hanka unmöglich der Fälscher sein könne. Dass diese masslosen Verleumdungen von einem Berufskollegen Hankas, dem Bibliothekar Anton Zeidler, herrührten, wurde erst im Jahre 1913 bekannt, als dieser im Alter von 90 Jahren starb und hiemit die Verpflichtung, das eingegangene Redaktionsgeheimnis zu wahren, erloschen war. (Siehe auch „Staroslovan“ S. 144—145.)

Nach Hankas Tode (1861) stellten sich noch einige weniger beachtete Zweifler ein, bis im Jahre 1886 die HS durch die „Realisten“ der böhmischen Universität in Prag unter Führung der Professoren Gebauer und Masaryk offen als gefälscht oder unterschoben bezeichnet wurde, was nicht einmal zu einer nachhaltigen Verteidigung führte, weil sie schon wegen ihres ungewöhnlichen Aussehens der Schrift, wofür damals noch kein Analogon bekannt war, der sonderbaren Art der Einsendung, namentlich aber der vielen sprachlich unverständlichen Textstellen kein unbedingtes Vertrauen erweckte. Es ist daher auch begreiflich, dass sich um diese HS, die sodann ungeprüft in die Schublade für „Falsifikate“ im Landesmuseum geworfen wurde, weiterhin niemand mehr kümmerte.

Nun trat ich im Jahre 1911 für diese HS ein, nachdem ich schon früher, ehe ich sie in Prag studiert hatte, im Werke „Die Slaven, ein Urvolk Europas“ in jeder Ausgabe betonte, dass sie echt sein müsse, weil sich durch die induktive Forschungsmethode alle darin geschilderten Verhältnisse als zutreffend erweisen. Als aber nun

auch meine „Rehabilitationsschrift“ (in böhmischer Sprache), welche mit Beweisen jeder Wissensrichtung diese für unbedingt echt erklärt, am 1. September 1911 erschien, wurde damit ein neues lebhaftes Interesse für diese nahezu schon verschollene HS in der Öffentlichkeit erweckt. Die vorgebrachten Beweise wirkten derart überzeugend und handgreiflich, dass sich durch mehr als $2\frac{1}{2}$ Jahre niemand mehr fand diesen entgegenzutreten, bis sich endlich Prof. Friedrich hiezu prostituierte.

Abgesehen von den bereits geschilderten haltlosen paläographischen Beweisen Frs. für die Fälschung der GH wurden auch noch Einwendungen persönlicher, kulturgeschichtlicher und sprachlicher Richtung vorgebracht, die aber auch alle ihre Fehlerquelle in Wissensmängeln, Voreingenommenheit oder oberflächlicher Forschung hatten. Bezeichnend ist jedenfalls der Umstand, wie ratlos man dieser HS gegenüberstand, dass um das Jahr 1835 ernstlich erwogen wurde sie zu verbrennen, damit dieses Objekt des unbeheblichen Zweifels und Anstosses für die damalige Gelehrtenwelt radikal beseitigt werde. Nur dem Einflusse einiger intelligenter Männer, namentlich Palackýs, gelang es, dass dieser herostratische Beschluss nicht in die Tat umgesetzt wurde. —

Es seien nachstehend nur die gravierendsten Einwendungen und Widerlegungen angeführt.

1. Dobrovský behauptete, dass die HS von den erwähnten drei Literaten verfasst und unterschoben wurde. — Dieses ist an sich schon eine chronologische Unmöglichkeit, weil die HS bereits an $1\frac{1}{2}$ Jahre vorher bekannt war und passierte sie früher schon mindestens sechs namentlich bekannte Personen, ehe sie Hanka, Linda oder Jungmann zu sehen bekamen. Überdies hat sich die geschilderte Art der Auffindung und Einsendung später auch gerichtlich als richtig erwiesen; es wäre daher schon auf dieses hin sachlich alle weitere Beweisführung unnötig.

2. Das böhmische Altertum kannte angeblich keinen Burgenbau, daher auch keinen Adel im gangbaren Sinne. — Die Tatsachen sagen das gerade Gegenteil, denn die ältesten Burgen haben eigentlich in ganz Europa slavische oder slavisch verständliche Namen. Man vergleiche da nur die sich fast in jedem Lande wiederholenden „Vyšehrad“-Burgen oder vergleiche die ältesten Namen der Burgenbesitzer, die nahezu alle reinslavisch klingen. Überdies wissen wir doch sehr gut, dass der Adel im XIII. Jahrhunderte modernmäßig seine slavischen Namen zu germanisieren begann, was doch unnötig gewesen wäre, wenn sie vorher nicht slavisch waren.

3. Man sagte weiter, dass die Fälscher nicht wussten, was sie mit dem Worte „tetva“ („*roda stara tetvy Popelova*“) sagen wollten. — Im Gegenteile, es wäre ein Zeichen von Paralyse, wenn ein so intelligenter, ja geradezu mit überirdischen Gaben ausgestatteter Fälscher Ausdrücke anwenden würde, die er selbst nicht versteht, zumal er doch die Wahl des Stoffes, daher auch der Begriffe hatte. In diesem Falle wussten aber die „Fälscher“ tatsächlich nicht, was „tetva“ bedeutet, weil sie eben nicht die Fälscher waren. Sonderbarerweise konnte aber die ganze Gelehrtenwelt bis zum Jahre 1911 dieses Rätsel nicht lösen; ich musste erst aufmerksam machen, dass es ein altpolnisches Wort ist und „Dynastie“ bedeutet. Dieser Begriff wäre aber nie zu einem Streitobjekt oder Fälschungsbelege geworden, wenn nur eine einzige Person in den verwichenen 93 Jahren in Lindes grossem polnischen Wörterbuche, das schon in den Jahren 1807—1814 erschien, nachgeschlagen hätte, zumalen die „Popiels“ dochtatsächlich einst in Polen die regierende Dynastie waren, das Wort daher in erster Linie lexikalisch in der polnischen Sprache zu suchen war.

4. Der Begriff „trut“ existiere etwa im Slavischen nicht; die Fälscher haben denselben erst nach dem Stadtwappen von „Trutnov“ (d. i. „Trautenau“) konstruiert. — Diese haarsträubende Einwendung wurde besonders drastisch zurückgewiesen, als sie schon in der HS des hl. Hieronymus, die aus dem Anfange des V. Jahrhunderts stammt, und erst um das Jahr 1830 entdeckt wurde, auch vorgefunden ward. Das verwendete Wort „zatrutiti“ (= töten) ist auch im Wittenberger Psalter (XIV. Jahrh.) enthalten; überdies kommt der Begriff „trut, trot“ sonst im Keltischen, Altslavischen, Slovenischen u. a. vor, man brauchte sich sonach nicht erst auf dem kuriosen Wappenwege das Wort zu beschaffen, ganz abgesehen vom derben Anachronismus, da Trautenau erst im Jahre 1340 das Stadtrecht und hiemit vermutlich auch erst das Wappen erhielt.

5. Dobrovský behauptete auch, dass die GH mit frischer grünlicher Tinte geschrieben worden sei, was allerdings *ad hoc* zutreffend war, da er zuerst nur das frische Faksimile zu Gesicht bekam, aber er übertrug dieses Urteil später auch auf das Original. — Diese Verdächtigung veranlasste im Jahre 1838 Palacký und Šafařík den damals durch seine mikroskopischen Untersuchungen bekannten Kustos des Landesmuseums, August Corda, aufzufordern, die Schrift in bezug auf ihr Alter eingehend chemisch zu untersuchen. Dieser stellte vor allem fest, dass hier keine Farbe, sondern Tinte — er meinte fälschlich Eisentinte — verwendet wurde. Eine Schriftstelle wurde z. B. mit

einem in Gallapfelsäure getränkten Schwamm schwach betupft; in wenigen Tagen war die grüne Schrift braun sowie auch das ganze davon betroffene Pergament. Bei Behandlung mit blausauren Kalien reagierte die grüne Schrift blauviolett, nach dem Trockenwerden wurde sie blutrot. — Corda, der sodann noch der ganzen HS eine äusserst eingehende Untersuchung widmete, gab zum Schlusse sein fachmännisches Urteil ab; hievon sei hier folgende Stelle wörtlich angeführt: „Ich erkläre hier vom naturhistorischen Standpunkte und aus dem einfachen Zustande der Schrift diese vorliegende Urkunde als höchst alt, abgesehen von Schriftform, Sprache und Kontraktionen. Sie muss notwendigerweise noch älter sein als die anderen uns bekannt gewordenen Manuskripte, welche höchst selten und nie in so hohem Grade diese Farbenänderung und den so beträchtlichen Hof um jeden einzelnen Buchstaben zeigen. Auch dürfte es wohl zu den grössten Kunststücken eines Pergamentmachers oder eines absichtlichen Fälschers gehören, dem Pergamente jene so eigentümliche, nur durch hundertjährige Abnützung herbeigeführte Altersphysiognomie zu geben. Diese Zubereitung des Pergamentes müsste natürlich vor der Verfertigung der Schrift geschehen sein, aber auch in diesem Falle möchte ich die Feder sehen, welcher es gelingt, die Schrift in dieser Stärke, mittels einer Tinte oder Farbe ohne Bindemittel, so wie hier, scharf und präzise in das Labyrinth von tierischen Fasern zu schreiben, ohne dass die Schrift selbst durch Aus- oder Zusammenfliessen undeutlich würde und leserlich bleibe und wie hier, so innig, abgegrenzt und tief die höchst ungleich dichte Substanz des Pergamentes durchdringe. Mit der künstlichen Veränderung der Oberfläche des Pergaments wäre aber noch gar nichts erreicht; man müsste auch die Faser oder vielmehr ihre Substanz metamorphosieren wissen, wie es hier der Gebrauch und die ungekannten Agentien der Jahrhunderte, vielleicht eines Jahrtausends, getan haben usw.“ — Und doch konnte die HS, wenn sie eine Fälschung wäre, damals erst 20 Jahre alt sein, was wohl auch zu erkennen war. —

Die GH ist aber auch in bezug auf den Inhalt und die Sprache zweifellos altersecht.

Der Schrifttext, der, wie erwähnt, nur ein Fragment bildet und einen Teil der vorwiegend sagenhaften Geschichte Altböhmens aus der Zeit Lubušas enthält, behandelt in dem erhaltenen Teile eine Landtagsszene, in welcher ein Thronfolgestreit das Hauptthema bildet. — Das hiebei angewendete Alphabet kennt, analog wie das altsla-

vische Runenalphabet in der Edda, erst 18 Buchstaben, daher einige davon Doppelwerte haben.

Ein weiterer massgebender Faktor für die Echtheit und das hohe Alter der GH ist jedoch auch die Sprache. Diese ist wohl die altböhmisches, jedoch noch mit starker Anlehnung an die einst gemeinsame altslavische Sprache, die wieder der altslovenischen am ähnlichsten war. So kommt es auch, dass gerade jene Textstellen, denen die Sprachforscher völlig ratlos gegenüberstanden, der heutige Slovenc noch ohneweiters versteht, weil er seine sprachliche Kontinuität mit der Sprache der GH noch am wenigsten eingebüsst zu haben scheint.

Bei der Beurteilung der Sprache dieser HS spielt der Universitätsprofessor Gebauer eine eigenartige Rolle. Im Jahre 1882 gibt er in einer Rezension über „die Nationalität der Prager Gregoriusglossen“ (Archiv f. slav. Phil. S. 279—282), als Patera dieselben als böhmisch und altbulgarisch (!) und etwa dem Jahre 1100 angehörend erklärte, noch folgendes nüchterne und allgemein gefasste Urteil ab: „Wohl gibt es in den Glossen manches, was von der Sprache der, erst seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts häufiger werdenden böhmischen Denkmäler stark abweicht; darunter finde ich aber nichts, was nicht als altböhmisches Archaismus (vom Standpunkte ca. 1300 aus gesprochen) erklärlich wäre und was notwendig als slovenisch gedeutet werden müsste. Man beachte nur folgenden Umstand. Wenn die heutige böhmische Sprache geläufig ist, der kann ohne welche Schwierigkeit die Chronik von Hájek (1544) verstehen, so geringe Veränderungen erfährt die böhmische Schriftsprache im Laufe der letzten 340 Jahre; viel grösser schon ist der Unterschied z. B. zwischen der Sprache Hájeks und Štítnýs, obwohl beide nur etwa 170 Jahre von einander abstehten; und vergleicht man weiter die Sprache Štítnýs mit Denkmälern aus der Zeit ca. 1300, so stellt sich wiederum ein Unterschied heraus, viel grösser, als er im Verhältnis zu der kurzen Zwischenzeit von etwa 80 Jahren zu erwarten wäre. Wir müssen daher schon *a priori* zugeben, dass die böhmische Sprache um das Jahr 1100 weit altertümlichere Formen besass, als um das Jahr 1300 und gewärtigen, wenn sich ein Denkmal aus der Zeit 1100 findet, dass sich dasselbe durch besonders altertümliche Formen auszeichnen werde.“

Wie anders verhielt sich aber derselbe Gebauer im Jahre 1886, als er bereits im Schatten des Prof. Masaryk wandelte und seine bisherige wissenschaftliche Überzeugung vom Grunde aus gewechselt hatte. Jetzt waren plötzlich alle altertümlichen Formen der GH ausschliesslich Fehler des Fälschers. Dass dies nicht der Fall

ist, stellt sich nun immer klarer heraus, je mehr Analogien auftauchen; überdies war zu bedenken, dass die Natur noch keinem Menschen die Gabe verliehen, in einer ihm unbekannt, nie gehörten Sprache ohne weiters richtige Wörter und Woriformen zu gebrauchen. — Die Beschränktheit, die damals in den Anschauungen über die altslavische Sprache, Geschichte und Kultur herrschte, brachte es allerdings mit sich, dass man gar nicht daran zu wagen dachte, dass es auch vor dem Jahre 1100 schon Slaven gab, die selbstredend auch slavisch sprachen und schrieben.

Die GH ist ein Palimpsest. — Über dieses lässt sich hypothetisch folgendes sagen. Die gelöschte Schrift ist eine Kapitalschrift, die kaum jünger als das IV. Jahrhundert, aber auch weit älter sein kann und mit eisenhaltiger Tinte geschrieben sein muss, da diese nicht grün wurde. Die Initialen oder Majuskeln sind es nun, die durch die Palimpsestphotographie wieder hervorgeholt wurden (s. Tafel V). Vermutlich waren diese Buchstaben zu stark geschrieben, so dass sie der zweite Schreiber nicht ganz abkratzen konnte, ohne in das Pergament ein Loch zu radieren. Alle jene Stellen, die nun störend waren, hat dieser Schreiber in die Zwischenräume verlegt oder er wich ihnen aus; überdies hat er alle diese Stellen — wahrscheinlich geschah aber dies später — mit Zinnober überzogen, damit das Lesen nicht gestört werde, nachdem damals seine eigene Schrift wahrscheinlich noch nicht grün war, also nicht abstach. Wird einmal die ganze HS palimpsestisch photographiert zum Studium bereit stehen, so wird sich darüber wohl auch ein prägnanteres Urteil geben lassen.

Die GH bildete nie ein Objekt derart tiefgehenden Streites wie die KH, weil sie stets als ein doppeltes Rätsel galt, denn einerseits sprachen die unerklärlichen Alterseindrücke, die Sprache wie die Schrift für ein ungewöhnlich hohes Alter, aber andererseits fand diese Annahme wieder an der Völkerwanderungstheorie und der Hypothese der früheren völligen Unkultur der Slaven ihre Entwertung. Man versenkte daher die HS im Landesmuseum zu Prag, wo überhaupt seit Hanka nie ein besonderes Interesse und noch weniger ein Verständnis für die vielen so wertvollen HS-Geschenke waltete, in die Schublade für ihre „Falsifikate“ und dachte wohl kaum mehr daran, dass sich da noch je jemand zu einer Nachprüfung einfinden könnte.

Die Wahrheit über die GH ist daher: sie selbst ist zweifellos echt, ist also keine Fälschung; falsch waren lediglich die Beweise für die Verdächtigung derselben als Fälschung.

Die Hauptschuld daran, dass es so kam, hatte wohl Dobrovský. Hätte dieser damals grösste böhmische Slavist nicht einen so beschränkten Gesichtskreis über die Vergangenheit der Slaven im allgemeinen besessen, der doch noch auf die Völkerwanderung schwur und die Slaven erst vom Eichelfrass und tierischem Gehaben in die historische Zeit überkommen liess, so wäre es zu dieser bedauerlichen Verfehlung auch niemals gekommen. Dieser, sonst so hochverdiente Mann, der sodann in tiefster Geistesumnachtung starb, mag schon damals geistig nicht einwandfrei gewesen sein, denn sein an einem Tage oft dreimaliges Laufen ins Landesmuseum dieser HS wegen mag doch einen schweren Zwiespalt der Meinungen in ihm hervorgerufen haben. Ominöser ist die Sache aber erst dann geworden, als Masaryk mit seinem ganzen Generalstabe dem einmal gemachten Fehler neue Nahrung zuführte, statt im Gegenteile das falsche Urteil eines Geisteskranken zu berichtigen. Für denjenigen, dem die Wahrheit über alles geht, ist jedoch diese Streitsache hiemit erledigt. —

Einer Aufklärung bedarf nun nur noch die Frage, wer die GH gefälscht haben soll. — In einem weiteren Artikel in den „Národní Listy“ vom 17. Mai l. J. erlaubt sich Fr. offen und bestimmt auszusprechen, dass Wenzel Hanka an der Fälschung „beteiligt“ war und bringt, nachdem der bisherige „sensationelle“ Beweis mit dem „V. Hanka fecit“ nicht mehr hält, folgenden neuen und „gewichtigen“ Beweis.

Hanka fand nämlich in Königinhof zugleich mit der KH zwei weitere altersechte HS, die nun auch im Landesmuseum verwahrt sind. Jede dieser HS trägt den Vermerk: „Gefunden zugleich mit der KH, 1817 („Nalezeno při Královorském rukopisu 1817“) und hier hat Fr. die neue „sensationelle“ Entdeckung gemacht: Diese beiden Vermerke stammen von Hanka und sind ebenso mit grüner Tinte geschrieben wie die GH; ein Unterschied bestehe nur darin, dass hier die Schrift lichter sei und an manchen Stellen glänze. — Fr. genügt also vollkommen für die Verfassung einer solchen HS schon der Besitz von grüner Tinte! Er glaubt sonach, dass der „Fälscher Hanka“ hier dieselbe Tinte gebrauchte, die er von der Erzeugung der GH noch übrig hatte. Übersetzt man Frs. Logik in andere Form, so lautet diese: wenn heute jemand einen anonymen Brief mit roter Tinte schreibt, und man findet bei mir rote Tinte, so muss selbstredend ich jenen Brief geschrieben haben! — Ist übrigens Fr. gar nicht die Idee gekommen, diese grüne Tinte zuvor chemisch zu untersuchen, nachdem er doch selbst die äusserliche Abweichung in der

Farbe zugibt, ehe er mit dieser neuen Tatarennachricht in die Redaktion der „Nár. Listy“ gelaufen ist? —

Vielleicht rafft sich auf dieses hin doch endlich das Museum aus seiner rätselhaften Passivität auf und beruft eine objektive Kommission, die alle die strittigen Punkte gründlich überprüft, nicht allein um Frs. Phantastereien und Verleumdungen offenzulegen, sondern um auch der nun schon 96 Jahre währenden Beunruhigung der grossen Öffentlichkeit endlich eine entschiedene Grenze zu setzen. —

Schlusswort

zur Rehabilitation der Grünberger wie Königihofers Handschrift.

Da von vielen, über die subtilen Momente des böhmischen HS-Streites nicht genügend orientierten Seiten ergänzende Fragen gestellt wurden, weil für das normale Erfassen der Möglichkeit einer so furchtbaren wissenschaftlichen Verfehlung zumeist das Detailwissen mangelt, sei hier einiges Weitere zur Orientierung geboten.

Die KH war es vor allem, welche die böhmische Nation zu ausserordentlichem Selbstbewusstsein brachte, sie mit frischen Idealen impfte und jene grosse geistige, romantisch angehauchte Bewegung hervorrief, die sich in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts in Böhmen so kraftvoll einstellte. Dies beunruhigte jedoch gewisse Kreise. Der Freiheitstaumel des Völkerfrühlings im Jahre 1848 war rasch vorübergerauscht, die geschichtliche Lehre bald vergessen; die Reaktion begann wieder auf allen Linien. Namentlich passte dem Ministerium Bach jene aufrichtige Begeisterung in Böhmen nicht, welche unerwarteterweise durch den Inhalt jener äusserlich so unscheinbaren Pergamentblätter hervorgezaubert wurde, und so begannen vorerst die Intrigen gegen jene HS ausschliesslich von deutscher Seite, was jedoch bei den Böhmen damals nahezu unbeachtet blieb, weil der wahre Zweck gut durchleuchtete.

Wesentlich anders wurde aber die Situation erst im Jahre 1886, als der Prager Universitätsprofessor Dr. Thomas Masaryk polternd mit der Behauptung auftrat, dass die Königihofers Handschrift sowie eine Reihe sonstiger altböhmischer Literaturdenkmäler plumpe neuzeitliche Falsifikate seien. Hiemit wurde, da die Erklärung nun von böhmischer Seite erfolgte, bis auf Wenige, die in diesem kritischen Augenblicke ihre ehrliche Überzeugung nicht über Bord warfen, die



ganze Nation scheu, ja kopflos gemacht. Bei dem unablässigen weiteren Tamtam lief alles den sich täglich mehrenden Komödianten nach, obschon nicht ein haltbarer Beweis für die Fälschung vorlag. Masaryk rief sozusagen nur „Feuer“ in ein dichtbesetztes Theater und das Publikum stürmte schon zu den Ausgängen, ohne ein Feuer zu sehen. So kam es schliesslich zu einer in der Weltgeschichte einzig dastehenden Entgleisung: eine Nation zerstampft und bespuckt plötzlich selbst seine eigenen reellen Kulturbelege.

Heute jedoch, da sich ein gewaltiger Katzenjammer einzustellen begonnen, werden hingegen wieder alle Kräfte gesammelt, um den begangenen, für die Nation so unheilvollen Fehler noch möglichst lange der Erkenntnis der grossen Öffentlichkeit vorzuenthalten. Die Geschichte wird über die tieferen Gründe dieser wohlberechneten Volksverführung, die in ihren Folgewirkungen nicht nur die Nation in zahlreiche Parteien zersplitterte und schliesslich zur politischen Unmündigkeit führte, sondern sogar die Grundpfeiler des Verfassungslebens eines grossen Staates zu erschüttern drohte, erst klar und rücksichtslos sprechen, bis die moralischen Verluste der böhmischen Nation dabei voll erkannt sein werden.

Einer eingehenderen Aufklärung bedarf auch die ungewöhnliche Tatsache, wieso es möglich war, mit dem begangenen Humbug schliesslich die ganze Welt zu dupieren.¹⁾ Dies kostete tatsächlich eine ungeheure Mühe und vielseitige Geschäftigkeit seitens der „Realisten“, damit der neue Glaube überall eingepascht werde. Vor allem wurden die Konversationslexika hiezu präpariert. Brockhaus ist z. B. in der neuesten Ausgabe noch so unorientiert den positiven Schluss auszusprechen, „die GH und KH sind Fälschungen der Neuzeit. Die Unechtheit beider HS hat Gebauer nachgewiesen.“ — Dass Gebauers „Nachweise“ heute allgemein, also auch bei den „Realisten“, als wertlos gelten, hätte schliesslich die Redaktion auch schon erfahren können.²⁾ — Besonders nachteilig war hiebei der Umstand, dass im Jahre 1886 alle Wissenszweige, die in dieser Sache positive Klärung hätten bringen können, schliesslich von der Philologie vollkommen verdrängt wurden, und diese selbst konnte dabei über Vermutungen überhaupt nicht hinauskommen.

¹⁾ Wir gebrauchen hier den Begriff »Humbug« mit empirischer Berechtigung, denn handelte es sich den »Realisten« um einen begangenen Irrtum, so hätten sie ihn gewiss kurzer Hand widerrufen, da hiezu nun drei Jahre Zeit war; sie machten aber das Gegenteil: sie verfolgten einen jeden in unwürdiger Art, der sie auf den »Irrtum« aufmerksam machte.

²⁾ Der Verfasser hat die Redaktion darauf aufmerksam gemacht, worauf mitgeteilt wurde. man werde diesem Thema weitere Beachtung widmen.

Der bekannte Rechtslehrer Dr. Gross der Universität Graz nahm den Vorfall vom juristischen Standpunkte in die Hand. Im Werke „Handbuch für den Untersuchungsrichter“ führt er Hanka als das Paradigma eines literarischen Fälschers vor. Voraussichtlich werden in einer nächsten Auflage die „Fälscher der Fälschung“ an Hankas Stelle als Muster eingestellt werden.³⁾

Im Werke „Geschichte der čechischen Literatur“ ist in jeder Auflage zu lesen, dass Hanka der Fälscher war, was in einer Weise geschildert wird, als ob die beiden Verfasser, die „Realisten“ Dr. Jakubec und Arne Novák, geradezu Augenzeugen gewesen wären. Über den tieferen Zweck dieses Beschmutzens des eigenen Nestes kann niemand weiter im Zweifel bleiben.

Im Jahre 1888 trat Dr. Knieschek mit einer Broschüre auf das Kampffeld, in welcher er unter anderem behauptete, dass in die beiden HS der überall durchschlagende „Deutschenhass“ hineingetragen wurde, und forderte die Entfernung dieser Dichtungen aus den Schulbüchern, welchem Drängen dann auch tatsächlich entsprochen wurde. Nach Knieschek müsste die ganze Geschichtsschreibung, die doch nahezu ausschliesslich Fehden und Kämpfe unter den Völkern schildert, untersagt werden, denn jeder Krieg besteht doch in der Differenz zweier Völker. Von einem sonstigen speziellen Deutschenhass ist jedoch in den Dichtungen keine Spur, daher Kniescheks Darlegungen weit eher dessen persönlichen Slavenhass dokumentieren.

Eine ganz ungewöhnliche Manifestation, dass die HS gefälscht seien, ereignete sich im Jahre 1911. Durch die erneuerte Überprüfung der wahren Tatsachen wurde es immer klarer, dass die HS echt sind und dass im Gegenteile gerade die Beweise für die Fälschung immer mehr als falsch oder geschwindelt hervortreten; die „Realisten“ als korporative Echtheitsgegner begannen dadurch immer weiter den Boden zu verlieren. Sie versuchten es nun mit einer Diktatur durch aufdringliche „Autoritäten“ die Öffentlichkeit, welche in die wahren Machinationen indessen schon einigen Einblick erhielt, wieder für sich zu gewinnen und verlautbarten am 31. Dezember in den Prager Tagesblättern eine „Kundmachung“, die es verdient als Kuriosum der Nachwelt erhalten zu werden, weil sie zeigt, wie man in einer ge-

³⁾ Der Autor wurde schon i. J. 1911 aufmerksam gemacht, dass er sich in diesem Punkte im ausgesprochenen Irrtume befinde. Er teilte umgehend mit, dass er hiemit niemandem ein Unrecht zufügen wollte; er habe die Sache lediglich kriminalistisch als gleich belehrend angesehen, ob nun die eine oder andere Partei dabei im Rechte sei. — Wir glauben aber, dass auch kriminalistisch wohl zu unterscheiden sei, ob jemand tatsächlich Literaturdenkmäler fälscht, oder ob man unliebsame Kulturdokumente durch Vorschützen des Gefälschtseins entwerthen will.

schäftlichen Wissenschaft einen Irrtum konserviert, wenn man nicht den Mut besitzt, den begangenen Fehler offen einzugestehen oder wenn man verpflichtet ist auch im Irrtum konsequent zu bleiben. Der Text lautet in deutscher Übersetzung:

KUNDMACHUNG.

In letzter Zeit wurde von einigen Nichtfachmännern wie auch vom verstorbenen Prof. Pič versucht die KH, eventuell auch die GH, als echt zu erklären. Die Unterfertigten, diesen Versuchen und zustimmenden Erklärungen eines gottlob kleineren Teiles unserer Publizistik zusehend, erklären, dass die Unterschiebung der KH (auch GH) und deren Verfassung von Hanka und Linda erwiesen wurde (!) von sprachlicher, historischer, literarischer wie auch paläographischer Seite mit zahlreichen untrüglichen (!), unwiderlegten (!) und unwiderlegbaren (!) Beweisen. Jedwedes weitere Verteidigen dieser Fälschungen kann nichts anderes sein, als ein unbegründetes Wiederholen der früheren wertlosen Gegenbeweise, die sich nur auf irrige Urteile sowie auf unzulängliche Beurteilung der ganzen Frage aufbauen. —

Die Unterfertigten erklären weiter, dass jedwede Erneuerung des ausgetragenen Streites (noch dazu in nichtfachlichen Blättern) nur eine neue Aufregung entfacht und eine blosser Zeitvergeudung ist, die zur Durchführung von wissenschaftlichen und Volksaufgaben besser verwertet werden könnte.

Die fachliche Widerlegung der Artikels des Prof. Pič wird ehebaldigst in den Fachzeitschriften veröffentlicht werden. Wir heben hier nur zwei Punkte hervor:

Es ist völlig unverständlich, wenn Prof. Pič den Prof. Jaroslav Goll beschuldigt, dass er in seiner »Analyse« nichts von der Chronik Thietmars von Merseburg weiss, obschon sich Goll darin an 40 Stellen auf dieselbe beruft. Es ist völlig unverständlich, wie sich Prof. Pič gegen Prof. Goll auf die »Denkwürdigkeiten von Pribislau« berufen konnte, die schon 4 Jahre vorher (1908) vom Prof. Friedrich vollkommen überzeugend (!) als neuzeitliche Fälschung nachgewiesen wurden.

Schon aus diesen zwei unverständlichen Unrichtigkeiten (!) leuchtet hervor, dass die Urteile der fremdländischen Paläographen, die der böhmischen Sprache und Paläographie freilich nicht kundig sind, wie dies im erwähnten Artikel Prof. Pič darlegt, mit vollem Misstrauen aufzunehmen sind, solange die wörtlichen Gutachten nicht veröffentlicht erscheinen.

Schliesslich sprechen die Gefertigten ihr tiefes Bedauern aus, dass man sich bei der neuen Verteidigung deplazierter Angriffe per-

sönlicher Natur bedient, die sich vielfach auf blosser Unorientiertheit aufbauen. Wir bedauern es, dass bei diesen unbegründeten Angriffen nicht einmal Prof. Gebauer verschont wurde, obschon er für unser Volk so viel grosse und wertvolle Arbeit leistete und obschon über die Lauterkeit seiner Motive hiebei nicht der geringste Zweifel bestehen kann.

Prag am 29. Dezember 1911. —

J. J a k u b e c, Prof. d. böhm. Lit.; F. H a n u š, Prof. d. böhm. Lit.; J. Š u s t a, Prof. d. allg. Geschichte; L. N i e d e r l e, Prof. der Archäologie; Fr. P a s t r n e k, Prof. d. slav. Philologie; Jar. V l č e k, Prof. d. böhm. Sprache an den Mittelschulen; J. K r á l, Prof. der klass. Philologie; J. J a n k o, Prof. der germ. Philologie; J. P e k a ř, Prof. d. österr. Geschichte; Z. N e j e d l ý, Prof. der Musikwissenschaft; J. T r u h l á ř, Universitätsbibliotheker d. R.; F. Z u b a t ý, Prof. d. vergl. Sprachforschung; E. S m e t á n k a, Prof. d. böhm. Philologie; J. F a r n í k, Prof. d. rom. Philologie; A. K r a u s, Prof. d. germ. Philologie; Fr. G r o h, Prof. d. klass. Philologie; R. D v o ř á k, Prof. d. orient. Philologie; V. N o v o t n ý, Prof. d. böhm. Geschichte; J. M á c h a l, Prof. d. slav. Lit.; K. K r o f t a, Prof. d. österr. Geschichte; T. G. M a s a r y k, Prof. d. Philosophie; B. F o u s t k a, Dozent d. Philos.; G. G l ü c k l i c h, Dozent d. österr. Geschichte; E. P e r o u t k a, Prof. der Gesch. d. Altertums; A. N o v á k, Prof. d. böhm. u. deut. Lit.; Fr. K r e j č í, Prof. d. Philosophie; O. H u j e r, Dozent d. vergleichenden Philologie; F. B i d l o, Prof. d. allg. Geschichte; V. M a t h e s i u s, Dozent d. engl. Lit.; O. K á d n e r, Prof. d. Philosophie und Pädagogik; A. R ů ž í č k a, Dozent der semit. Philologie; F. K r e j č í, Prof. d. germ. Philologie; Fr. Č a d a, Prof. d. Philosophie; K. W e n i g, Dozent d. klass. Philologie; G. F r i e d r i c h, Prof. d. Paläographie und Diplomatik; J. P o l í v k a, Prof. d. slav. Philologie; M. K ř e p i n s k ý, Dozent d. rom. Philologie; V. F. N o v á č e k, Direktor d. Landesarchivs; J. B. N o v á k, Landesarchivar; J. B o r o v i č k a, Konzipist d. Landesarchivs; V. J. Š i m á k, Dozent d. böhm. Geschichte; Fr. M a c h á č e k, Stadtarchivar in Pilsen; H. K o l l m a n n, Landesarchivar; V. T i l l e, Prof. d. vergl. Lit.; Fr. B í l ý, Landesschulinspektor; K. J. Č e r n ý, Realschulprof.; J. V. N o v á k, Prof.; die Dozenten Vl. K y b a l, Ot. J i r á n i, Ot. F i s c h e r und P. H a š k o v e c.

Dass der Text dieser „Kundmachung“ an sich hohl und bewusst sophistisch ist, bedarf wohl keiner weiteren Begründung; es hat sich auch sehr bald herausgestellt, dass kein Satz darin wahr ist. Wir müssen daher nachstehend den Textinhalt kurz illustrieren.

a) Im praktischen Leben gibt es keinen Unterschied zwischen Fachmann und Nichtfachmann. Wer auf einem Wissensgebiete etwas Reelles weiss, gilt als Fachmann; woher er dieses Wissen bezogen, ist im modernen Leben ganz gegenstandslos, denn die Gelehrsamkeit deckt sich in der Praxis durchaus nicht immer mit dem Wissen. Einen schlagenden Beweis bietet hiefür Prof. Friedrich selbst; er fungiert doch offiziell als „Fachmann“ für Paläographie, aber alles, was er bisher in der HS-Frage veröffentlicht hat, erkennt schon der Nichtfachmann oder Autodidakt als grundfalsch. Die Berufung auf das Fachwissen ist daher mitunter mit grosser Vorsicht aufzunehmen;

b) ist es ja unfassbar, dass von diesen 52 Männern auch nur einer so naiv sein kann, ernstlich zu glauben, dass diese HS-Fragmente Fälschungen sein könnten, bzw. dass jemand imstande ist in einer noch unbekanntten Sprache zu dichten, ganz abgesehen davon, dass es doch ein öffentliches Geheimnis ist, weshalb die HS als Fälschungen gelten müssen. Es ist daher ein Rätsel, wie sich eine solche Anzahl akademisch gebildeter und in hohem Lehrberufe befindlicher Männer zu Statisten einer solchen Jahrmarktskomödie hergeben konnte, da dies gerade auf den Mangel von Selbsturteil und Fachwissen schliessen lässt;

c) weiss jeder Eingeweihte sehr gut, dass die „Kundmachung“ zum Teile nur als eine Ausfahrt der Rettungsgesellschaft für den Hofrat J. Goll, den Regierungsvertreter des Landesmuseums anzusehen ist. Dieser behauptete nämlich, die KH sei deshalb gefälscht, weil die Tataren im Jahre 1244 gar nicht vor Olmütz waren; der Fälscher habe hier eine kriegerische Begebenheit mit den Kumanen im Jahre 1253 verwechselt. Als nun Dr. Řezníček den Hofrat Goll aufmerksam machte, dass dies schon in den „Denkwürdigkeiten von Pribislau“ aus dem XV. Jahrhunderte belegt sei, wonach die Tataren im Jahre 1241 tatsächlich bei Olmütz geschlagen wurden, widerrief man durchaus nicht den Lapsus, sondern da rückte wieder der Paläograph Friedrich als „Fachmann“ heraus und erkläre ohne viel Federlesens auch diese HS für gefälscht. Der von ihm darin entdeckte Anachronismus, ein Wappen betreffend, war aber wieder ein Fehlgrieff bei der Fälschungserklärung, denn schon wenige Monate nach der „Kundmachung“ stellte es sich heraus, dass die Chronik echt ist und dass sich Friedrich wieder irrte, was man schliesslich auch auf allen Linien wieder einbekennen musste;

d) ist es eine handgreifliche Verdrehung von Tatsachen, uns, die wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, vorzuwerfen, dass wir hiemit die Öffentlichkeit „beunruhigen“, denn gerade im Gegenteile wirkt unsere Arbeit beruhigend und erhebend, denn es ist doch der

Wunsch eines jeden patriotischen Böhmen, dass diese bewusste wissenschaftliche Schändung der böhmischen Nation endlich aufhöre. Was die „Realisten“ seit dem Jahre 1886 für die Aufhetzung und Zerrüttung der böhmischen Nation, die seither zu keinem ruhigen Nachdenken mehr kommen konnte, geleistet haben, das werden sie heute doch nicht etwa als „Beruhigung“ bezeichnen wollen!

e) Mit welchem Rechte werden die Urteile der ausländischen Paläographen mit vollem Misstrauen aufgenommen? Wozu diese offene Verdächtigung? Weshalb hat man die wörtlichen Gutachten, die zu jener Zeit doch schon zwei Wochen im Landesmuseum lagen, zu lesen unterlassen, ehe man die „Kundmachung“ verfasste? Die „Realisten“ finden doch im Landesmuseum stets ein bevorzugtes Entgegenkommen. — Andererseits ist es unverständlich, wie man die „Kundmachung“ trotzdem verfassen und darin erklären konnte, dass die HS Fälschungen seien, da ja in den Zeugnissen der ausländischen Paläographen positive, bisher unbekannte Beweise der Echtheit enthalten sein konnten. Das Auftreten gegen die Kollegen des Auslandes war daher nicht nur wegwerfend, sondern auch unüberlegt;

f) die „Realisten“ werden plötzlich persönlich empfindlich, wenn man sie sachlich-ernst auf Fehler aufmerksam macht. Wir müssen aber hier wenigstens andeuten, mit welchen raffinierten Roheiten jedoch sie selbst gegen jeden auftreten, der ihnen etwas vorhält; Verballinjuriere, wie sie kaum in verrufenen Gassen gehört werden, werden da Männern anderer Überzeugung gewissenlos gegeben und kein Mittel ist ihnen schlecht genug um sie herabzusetzen oder im Ansehen zu schädigen. — Dass Prof. Gebauer viel gefehlt hat, ist heute gar kein Zweifel, und wenn dessen Fehler „laueren Motiven“ entsprangen, da brauchen sich doch nicht 52 „Fachmänner“ öffentlich aufzuregen und zu „Aufrufen an das Volk“ zu schreiten. Man berichtet die Fehler und die Sache ist abgetan.

Welcher Art „Fachmänner“ aber diese Manifestanten waren, ist am überzeugendsten daraus zu ersehen, dass sich, wie es sich kurz darauf herausstellte, in den letzten 20 Jahren nur 3—4 Personen die HS näher besehen haben, also z. B. die GH möglicherweise keiner von allen Vorgenannten bis zu dieser Zeit überhaupt je im Original gesehen hat. Das ganze Manifest war daher ein ausgemachter Bluff, der in der Öffentlichkeit viel Heiterkeit und Satire auslöste, denn auf eine solche marktschreierische Art wird eine ernste Gelehrten-gesellschaft doch niemals schwere wissenschaftliche Streitfragen lösen wollen; damit hat die „realistische“ Wissenschaft selbst ihre wahre „Grösse“ an den Pranger gestellt. Dass jedoch die Gegner der HS

heute anstreben in ihrer „Tätigkeit“ nicht „beunruhigt“ zu werden, das glaubt ihnen bei der jetzigen bedrängten Situation jedermann gerne aufs Wort.

Folgender kuriose Fall bestätigt dies noch weiter. Der Verfasser wollte im Jahre 1912 die böhmischen HS samt den Beweisen der Echtheit auch in deutscher Sprache veröffentlichen und hatte bereits den bezüglichen Vertrag mit einem Wiener Verlage abgeschlossen. Dies erfuhr Prof. Masaryk, suchte persönlich den Verleger auf und redete ihm die Sache dahin aus, „die Arbeit sei wertlos, sie stamme von einem Nichtfachmanne, er werde damit kein Geschäft machen u. drgl.“ Wozu dieser verpönte Eingriff in fremde Privatangelegenheiten? Wozu die grosse Ängstlichkeit, wenn man seiner Sache sicher ist? Wozu die Auslagen für Konfidenten? Diese moralische Verfehlung hebt das ganze Augumentum der Gegner der HS noch greifbarer hervor, als alle die sonstigen nun aufgedeckten Manipulationen.

Dass sich aber um die Aufhellung der grossen Sache das Landesmuseum selbst bis heute nicht kümmerte, ist begreiflich, da daselbst die „Realisten“ vollen Einfluss erlangt haben; dass die böhmische Akademie der Wissenschaften dieser für die böhmische Nation so wichtigen Frage nicht näher tritt, hiefür liegen wohl die gleichen Gründe vor; dass aber die Regierung selbst nicht eingreift, sondern geradezu zwei Delegierte in das Landesmuseum wählte, die beide offene Feinde der HS sind, von denen sie daher nur einseitig unterrichtet werden kann, ist naheliegend. Überdies fehlt der direkte Anstoss dazu hier eine Wandlung zu schaffen, wenn man böhmische Professoren genug zur Hand hat, welche die HS selbst offen wegwerfen!

Der ganze endlose HS-Streit stellt daher heute das klare geschichtliche Sittenbild dar, wie eine auf moralische Abwege geratene, mit der Wissenschaft Börse spielende Koterie durch trübe Manipulationen sich rasch in eine schwindelnde Höhe bringen und dabei die halbe Welt nasführen kann, um dann — nach eingeholtem Gewinne — wieder in das alte Nichts zusammenzufallen.

Im Jahre 1886 schrieb Prof. Masaryk (Athenäum, S. 448) den ominösen Satz: „Ich erkannte, dass es im böhmischen Volke eher keine rechtschaffene Wissenschaft und Kritik geben werde, ehe die Falsa nicht beseitigt sind.“ Wir bestätigen dies *mutatis mutandis*: im böhmischen Volke wird es eher keinen Frieden sowie auch keine rechtschaffene Wissenschaft und Kritik geben, ehe die HS nicht als das erkannt und festgelegt werden, was sie sonnenklar sind, das ist als —
echt. —

Altslavische Schriftproben.

VIII. Der Denkstein an die Vermessung der Meerenge von Kerč im Jahre 1069.

Im Jahre 1792 entdeckten russische Beamte bei den Ruinen des alten Phanagoria, nächst der heutigen Stadt Taman auf der Halbinsel Kerč, einen grossen Quader aus weissem Marmor, welcher als Türschwelle einer Kasernruine diente, und eine zweizeilige Inschrift in grossen Buchstaben und in altslavischer Sprache aufwies. Ist aber diese Inschrift an sich schon als Denkmal von sprachlicher wie paläographischer Seite ausserordentlich wertvoll, so überrascht der Inhalt selbst noch ganz besonders in kulturgeschichtlicher Hinsicht. Die Inschrift lautet in lateinischer Transkription: »v ljetu 6576 ĩni 6 Gljeb knjaz mjeril m(ore) po ledu ot Tmutorokana do Krčeva 10.000 i 4000 saže(n)«. Deutsch: »Im Jahre 6576 in der 6. Indiktion mass der Fürst Gljeb das Meer auf dem Eise von Tmutorokan bis Kerč 14.000 Klafter.«

Die Entfernung betrug sonach damals 29 Vjorst (an 30 km), was auch mit den Angaben Strabos, der jenes Gebiet persönlich genau kannte, im allgemeinen stimmt.

An dieser Stelle der Meerenge, welche zugleich auch als Grenze zwischen Europa und Asien gilt, überzieht sich das Meer in der Zeit von Ende September bis März vollkommen mit einer Eisdecke, was auch schon Herodot wie Strabo bestätigen, so dass man in dieser Zeit mit Lastwagen von Europa nach Asien verkehren kann.

Diese Stelle war es nun, die der russische Fürst Gljeb i. J. 1068 oder zu Anfang des Jahres 1069*) bei Ausnützung der festen Eisfläche ausmessen und das Resultat sodann verewigen liess. Der Zweck kann anscheinend nur der gewesen sein, um festzulegen, wie breit damals die Meerenge war, damit man später wisse, ob dieselbe zu- oder abnehme, ist daher wohl nur als ein statistischer Behelf anzusehen. Gar so kulturlos waren demnach die Russen

БЗУТТОС-ФОИНИСІАББЗКНАЗЪМЪЕРНЛЪМ
 ПОНЕΔΕΣΤЪМЪТОРОКАНААΟΚΡΥΕΒΑΠΩ ΔΕΑΧΕ

*) Sehr bemerkenswert ist die genaue Uebereinstimmung, wenn man die

damals nicht, wie man ihnen doch den Gebrauch von Münzen, die Kenntnis der Schrift, den Mangel verbuchter Gesetze u. ä. absprechen wollte, sobald sie sich auch schon mit Distanzmessungen befassten, denn ein gewichtiger Zweck war hiemit auf jeden Fall verbunden, da man sonst keinen solchen Denkstein gesetzt hätte; konnte doch schliesslich auch jeder Bauer, der über die Eisdecke fuhr, ungefähr angeben, wie breit die Meeresstrasse ist; nebstbei ist auch auf dem Steine das Längenmass nur in die Tausende abgerundet.

Dieses Gebiet wurde durch den russischen Fürsten Svjatoslav i. J. 966 erobert und durch Vladimir d. Gr. (988) zu dem Fürstentum Tmutorokan erhoben; zu den Nachfolgern des letzteren gehört auch Glib, der Stifter des beschriebenen Denkmals. Es ist auch geschichtlich festgestellt, dass er bis zum Jahre 1069 in Tmutorokan tatsächlich gewesen sein konnte, denn erst in diesem Jahre wurde er zum Fürsten von Novgorod erwählt.

Der Denkstein wurde später nach Petersburg geschafft, wo er sich noch heute im Eremitage-Museum befindet. O. Červený (Kiev.)

IX. Schriftzeichen auf der Marienkirche in Trebič.

Dr. Fr. Dvorský teilt im »Časopis musejního spolku olomuckého«, 1885, S. 175 etliche Schriftzeichen mit, die er in den Mauersteinen der Marienkirche in Trebič (Mähren) vorgefunden. Die Gründung dieser Kirche fällt in das Jahr 1109, da der böhmische Fürst Oldřich in dieser Zeit auf dem felsigen Ufer der Iglava auch ein Benediktinerkloster erstehen liess.

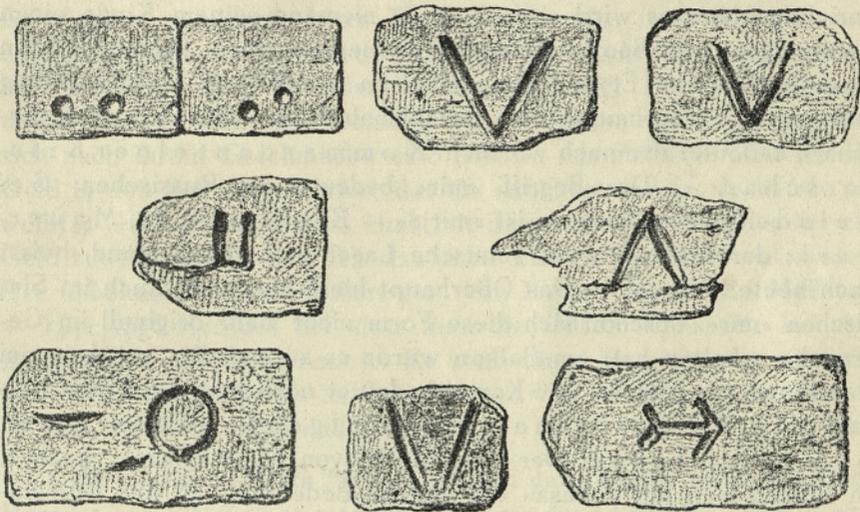
Die Schriftzeichen stellen zumeist einzelne lateinische Buchstaben dar, die wahrscheinlich von Wallfahrern, also »Kyselak's« älterer Zeit herrühren, da sie ganz ungeordnet angebracht sind. Diese Annahme erhärtet auch der Umstand, dass solche Zeichen nur auf den weichen Steinarten anzutreffen sind, die sich demnach mit Messern leicht bearbeiten liessen; die granitnen Bausteine tragen

Jahreszahl 6576 dieser Inschrift mit dem Jahre 6979 der auf Seite 198 beschriebenen Urkunde der Sultanin Mara vergleicht. Die Zeitdifferenz beträgt 402 Jahre, somit ist der Zeitpunkt der Vermessung der Meerenge in das Jahr 1069 zu setzen, u. z. in die Monate Jänner oder Februar, was auch am natürlichsten erscheint, denn namentlich im Monate Jänner ist die Eisdecke am stärksten, daher auch am verlässlichsten. — Da das Jahr früher nicht mit dem 1. Jänner begonnen, müssen sich nach der alten Zeitrechnung naturgemäss Differenzen um ein Jahr ergeben. Dies trifft auch bei einem Siegel des serbischen Cars Lazar zu. Dort steht die Jahreszahl 6882, die dem Jahre 1374 n. Chr. entspricht und auch richtig ist. — Die altslavische Aera beginnt sonach mit dem Jahre 5507 (oder 5508).

Ann. d. Red.

jedoch keine solchen Skulpturen. — Die vorherrschende Ansicht, dass dies Steinmetzzeichen seien, hat — wenigstens in diesem Falle — nicht die geringste Wahrscheinlichkeit.

Derselbe Verfasser erwähnt, dass sich ähnliche Schriftzeichen auch auf der Burg Zvíkov (S. S. 61), dann auf dem Turme der »Prašná brána«, der Altstadt und Kleinseite in Prag, auf einem Joche der Karlsbrücke, auf dem Chore des St. Veits-Domes und auf dem ältesten Teile des Hradčín selbst befinden. — Der Zweck aller dieser letzterwähnten Inschriften war wohl ausschliesslich Zeit und Umstände des Baues im Gedächtnisse zu erhalten.



Betreffs der sogenannten Steinmetzzeichen, die man grundsätzlich überall vorschreibt und namentlich bei der Burg Zvíkov annimmt, schreibt Fr. Egerle (Wildenschwert), dass diese Annahme gerade hier am wenigsten überzeugend ist. Er gibt folgendes zu erwägen. Wie kommt es, dass die Erbauer des grossen Wartturmes — auch »Markomannenturm« genannt — gerade nur bei den untersten 16 Schichten überall Steinmetzzeichen anbrachten, bei den weiteren 28 Schichten aber kein einziges mehr? — Es geht daraus logisch hervor, dass man in jener Höhe, wo man die Schrift noch gut lesen kann, Inschriften in bezug auf den Bauherrn, die Bauzeit oder sonstige Umstände anbrachte, in weiterer Höhe aber nicht mehr. Augenscheinlich stammen aber diese Inschriften auch erst aus der Zeit *nach* der Fertigstellung jenes Turmes her. Dass wir aber einstweilen diese Schriftzeichen noch nicht entziffern können, ist leider wahr; wird aber alles vorhandene Schriftenmaterial dieser Art, wie es nun in jüngster Zeit

so energisch geschieht, auch weiterhin fleissig gesammelt, so wird sich schliesslich doch die Möglichkeit herbeiführen lassen, den Text solcher Inschriften auch lesbar und verständlich zu machen.

J. Slovák.

(Fortsetzung folgt.)

Sammelstelle für altslavisches Sprachgut.

»**Kazimir**«. — Man glaubt allgemein, dieser zweifellos slavische Eigennamen bedeute etymologisch etwa: Friedensstörer («kaziti» = stören, »mir» = Friede). Dies ist aber sowohl sprachlich wie logisch unrichtig, denn es wird einmal schon niemand seinem Kinde einen nachteiligen, zum Spotte reizenden Vornamen geben. Hier liegt eben eine grundfalsche Etymologie vor, denn der Begriff besteht richtig aus »mir« (= Oberhaupt, Chef, Befehlshaber) und »kaza« (= Kriegerschar), bedeutet demnach wörtlich: Kommandant einer Kriegerschar. — Der Begriff »mir« bedeutet im Russischen: Gemeinde. Im Slovenischen ist »mirje« = Einfriedung, Mauerwerk; der Platz, wo das römische Lager in Laibach stand, heisst noch heute »Mirje«. — Das Oberhaupt hiess nun wohl auch im Slavischen »mir«, obschon sich diese Form nicht mehr originell im Gebrauche erhalten hat; am Balkan wurde es zu »mirdit«, mirdač«, im Deutschen zu »Meier«. — »Kaza« bedeutet noch heute auf dem Balkan: die Kriegerschar, das Aufgebot eines Stammes, einer Sippe. Der einzelne hievon hiess »kazak, kazar«; im Böhmisches hat »chasa« die gleiche Bedeutung. In der Königinhofer Handschrift hat der Begriff noch einen vornehmen militärischen Charakter; heute besitzt er allerdings nicht mehr das streng militärische Gepräge, denn man bezeichnet damit nebst: Gesinde, Jugend, auch eine undisziplinierte Horde. —

Alle mit »mir« zusammengesetzten Vor- oder Eigennamen, wie: Bojmir, Vojmir, Branimir, Velemir, Ostromir, Vukmir, Zvonimir (richtig: Zvanimir), Žitomir u. a. m. haben eine ganz analoge Entstehung wie Bedeutung, denn auf dem Umwege als Funktionsname wurden dann dieselben zu ehrenden und an hohe Personen erinnernde Vornamen.

Ž.

Leca. — Darunter versteht der Slovener heute die Kanzel; »lecati« = sich vorstrecken, auch: Schlingen legen. — Das Wort kommt aber auch schon in Eschenbachs »Parcival« (VII. G.) in militärtechnischem Gebrauche in der Bedeutung: Vorposten, vorgeschobene Schutzwehr vor. Im allgemeinen handelt es sich hier immer um etwas Vorrangendes, sei es nun die Kan-

zel in der Kirche, die aus einer Seitenmauer hervorrägt, oder um eine Truppe, die zur Sicherung einen kleinen Teil vorschiebt.
Ž.

»**Milica**«. — Das Wurzelwort »mil, mili« kennzeichnet in fast allen slavischen Sprachen: das Liebliche im allgemeinen. Im Russischen heisst »miliš« = ein lieber Mensch, im Böhmischem »milovati« = lieben, im Südslavischen »milica« = Liebchen. Letzterer Begriff kommt aber nicht nur in älteren slavischen Schriften vor, sondern derselbe ist auch schon Herodot bekannt. Es geht dies aus einer Stelle (I., 199) hervor, wo er »den hässlichsten Brauch der Babylonier« schildert. Jedes Weib des Landes muss sich nämlich einmal in ihrem Leben bei dem Tempel der Aphrodite niedersetzen und sich von einem Fremden beschlafen lassen. Die Weiber sitzen da im heiligen Hain. Die fremden Männer gehen vorbei und suchen sich nach ihrem Geschmache eine heraus. Als Zeichen wird ihr ein Geld in den Schoss geworfen, das sie annehmen muss, da es als geweihtes Geld gilt, und muss auch mit dem ersten Besten, der ihr ein Geld zuwirft, gehen, darf ihn also unter keinen Umständen abweisen. Der unbekannt Mann spricht nur: »Im Namen der Göttin **Mylytta**!« — Hier fügt Herodot bei, dass man die Göttin Aphrodite bei den Babyloniern »Mylytta« nannte. Es kann diese Bezeichnung nur »milica« sein, umsomehr als im Griechischen von den Zahnlauten gerade »t« mit Vorliebe angewendet wird.

Ob dies tatsächlich für alle Frauen galt, wissen wir nicht, denn Herodot erzählt auch so manches Gehörte ganz kritiklos nach. Wahrscheinlich handelte es sich aber dabei nur um eine Ueberprüfung bei kinderlosen Ehen, welcher Teil der unfruchtbare sei. Etwas Analoges scheint es noch heute zu geben. Wohlhabende kinderlose Frauen besuchen gewisse Badeorte und kehren mitunter dann in Gravidität heim. Die bäuerliche Bevölkerung begibt sich hingegen zu einem entlegenen Wallfahrtsorte, vor allem zu einer der hl. Anna, als der Patronin des Kindersegens, geweihten Kirche, da man dort dem Volksglauben nach mit Erfolg den Kindersegens erbitten könne. Geht eine solche Bitte dann plötzlich, oft nach langjähriger kinderloser Ehe in Erfüllung, so pflegt man in gewissen Gegenden heimlich zu bemerken: »die hat das Kind von der hl. Anna«. — Es liegt da offenkundig eine pia fraus vor, und das Unerwartete oder Unerklärliche erhält durch die Vorschiebung der Möglichkeit eines Wunders die soziale Abolition, d. h. die Prämisse des Mysteriums ist da, es hat daher niemand das Recht daran zu zweifeln oder offene Bedenken auszusprechen. — Č.

Mjesec, mjesjac, mĕsíc, mesec. — Für die Bezeichnung des *M o n d e s* bzw. eines *M o n a t e s* haben alle Slaven das Grundwort »mes, mjes«, das im allgemeinen das *W e c h s e l n d e* bedeutet und sich im slovenischen Begriffe »misiti«, der heute nur mehr: *m a u s e r n*, *H a a r e w e c h s e l n* bedeutet, im organisch verwandten Sinne erhalten hat. Der *M o n d* wie der *M o n a t* enthält daher etymologisch das in sich, was dessen besondere Eigenschaft ist: den *W e c h s e l* der *P h a s e n*. — Die südslavische (auch lateinische) Bezeichnung »luna« wird hingegen heute nur für den *M o n d* als *G e s t i r n* angewendet, obschon die altslavischen Wurzeln »lun, lon, loun« auch auf einen *W e c h s e l* sprachlich andeuten. Hč.

»**Mrk**«. — Bezeichnet im Slovenischen heute die *V e r f i n s t e r u n g*, die (astronomische) *F i n s t e r n i s*, kommt aber adjektivisch auch schon in der *H e l i a n d*-Dichtung (IX. Jahrh.) als »mirki« (= finster) vor. H.

»**Nedoperne**«. — Dies war einst der juristische Ausdruck für die Strafe des *Z e r s t ö r e n s* von jenen *V o g e l n e s t e r n*, in welchen die *J u n g e n* noch nicht ausgebrütet oder nicht flügge waren. Sprachlich heisst »nedoperný« — *n o c h n i c h t g e f i e d e r t*, d. i. *n i c h t f l ü g g e*. — Der Begriff kommt schon in der i. J. 1057 vom böhmischen Herzog *S p i t i g n e v* ausgefertigten Stiftungsurkunde für das Kollegiatstift *L e i t m e r i t z* vor. Diese die Vögel beschützende Verfügung ist ein Beweis, wie weit man damals vorsorgte, damit namentlich der *O b s t b a u* durch das *U n g e z i e f e r* keinen empfindlichen Schaden erleide. K.

»**Obryzon, obryzum**«. — In einer Schrift über den »Denar in der *L e x S a l i c a*« (Wien, 1910) erwähnt Prof. Dr. v. *L u s c h i n* (Wien) wieder den sprachlich rätselhaften Begriff »obryzon, obryzum«, der seit *V a l e n t i n i a n I.* (364—375) als fachtechnische Bezeichnung für das *F e i n g o l d* und die nicht legierten Goldmünzen gebräuchlich war. Dieser exotische Ausdruck scheint aber slavischen Ursprungs zu sein, und entweder »obrezati« (= beschneiden) oder »obrisati« (= genau, kreisförmig abgrenzen) zur Grundlage zu haben. Vermutlich wollte man damit jene unlegierten Münzen (oder Goldbarren) bezeichnen, die keine unregelmäßigen Ränder mehr hatten oder geometrisch genau kreisförmig geprägt waren, daher auch nicht mehr »beschnitten« werden konnten, ohne daß man dies sofort bemerkt hätte. — Das »Beschneiden« der Goldmünzen war ehemals ziemlich allgemein. — Vielleicht läßt sich durch dieses Aufmerksammachen eine genauere Klärung in diesen »lateinischen« Begriff bringen. Ž.

»**Ozinek**«. — So nannten die alten Preussen das *E n d e* der *E r n t e*, das *E r n t e f e s t*, das *H e r b s t f e s t*. Es fand gegen

Ende Oktober statt. Nachdem im Russischen »ozim« die Winter-
s a a t, die nach der Ernte im Herbste bestellt wird, und »osenj« =
H e r b s t selbst bedeutet, ist diese Etymologie auch geklärt. — Bei
den alten Polen hiess das Fest »sasinek« (»zazinek), aus dem Be-
griffe ž a ě = sicheln, ernten).

»Pir«. — Dieser in altslavischen Handschriften wiederholt vor-
kommende Begriff bezeichnete ursprünglich wohl das T o t e n m a h l,
später aber H o c h z e i t, dann jedes F e s t g e l a g e. In S. Meister-
leins »Nürnberger Chronik« (1488) heisst es: »Als er (Drusus) wider
gen Meintz kam, da starb er an der Pestilentz, und ward auf sein
Grab gemacht ein pir, das ist ein Form als ein Scheiterhauf von
gepochen zusammengeschmelzten Steinen, als man das noch sieht
außerhalb der stat Meintz«. — »Pir« bedeutete sonach auch: S c h e i-
t e r h a u f e n, G r a b d e n k m a l. Jener Bau ist noch heute erhal-
ten und lautet »Eigelstein«; die sprachliche Lösung dieses Namens
wurde vielfach versucht, brachte aber keine glaubwürdige Lösung.
Augenscheinlich ist das Grundwort das slavische »igla« (= Nadel),
umsomehr als die Chronisten des XV. Jahrhunderts das Denkmal
(Pyramide) als »groisse seul bei sent Jacobsberge« anführen. Uebri-
gens befindet sich in Rheinhessen ein ähnliches Denkmal bei »Hie-
gell«.

ž.

Pogača. — Darunter verstehen die Slovenen das A s c h e n-
brot, den Kuchen, ein niederes Weissbrot, auch das
P a t e n b r o t. Dieser Begriff, wie überhaupt sehr viele slavische
Originalbezeichnungen für Mehlspeisen, sind dann in andere Spra-
chen, und namentlich in die deutsche nahezu unverändert überge-
gangen. Unter den Abgaben an das Kloster Göss in Obersteiermark
hatten die Bauern, wie dies vom XV. Jahrhunderte urkundlich belegt
ist, als Küchendeputat »pogače« abzuführen. Der Ausdruck ist je-
denfalls noch aus jener Zeit übernommen worden, als noch sloveni-
sche Bauern Untertanen jenes Klosters waren.

V.

»Preje«. — So nennen die Slovenen in Venetien, die »Rezijani«,
von altersher: die S c h n a l l e. Der Begriff ist richtig aus »prijeti«
= a n f a s s e n, e r f a s s e n, z u s a m m e n f ü g e n gebildet. Es ist
dies sprachlich eine äusserst subtile Unterscheidung, denn hier be-
werkstelligen ein oder mehrere D o r n e das Z u s a m m e n f a s s e n
zweier Endstücke, während es sich bei »spona« (= Spange) lediglich
um die Herstellung der Verbindung mit einem H a k e n in eine

Oese, Nut oder ein entsprechend angepasstes Lager handelt. — Die Böhmen gebrauchen hiefür den Begriff »přezka«, der sonach mit »preje« die gleiche Wurzel hat. K.

»Prestol«. — Dies ist wohl die älteste und auch sprachlich am richtigsten konstruierte Wortform für die Bezeichnung Thron, eigentlich Ueberstuhl im Slavischen. Der Begriff findet sich auch in der Umschrift des Muttergottesbildes von Donauwörth vor. Ž.

»Žvajga«. — So benennt der untersteierische Slovene eine Herde, d. i. Tiere verschiedenster Gattung, wie z. B. Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe, Ziegen vereinigt. Auch Hühner verschiedenster Art, wie: Gänse, Enten, Haus- und Truthühner werden, wenn sie zusammen sind, als »žvajga« bezeichnet. Derselbe Ausdruck kommt auch im Deutschen vor; »Swaig, Schwaig« ist eine Alpenwiese oder ein Alpenweideplatz, »Schwaiger« = der Senner, der Besitzer einer Viehherde auf der Alpe, wo tatsächlich der gesamte Pferch zusammenweidet. — Der Begriff ist schon in den ältesten Urbarien zu finden. In Pleteršniks slovenisch-deutsches Wörterbuch wurde er nicht aufgenommen, weil er jedenfalls als ein Germanismus angesehen wurde. Ž.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliches Allerlei.

Zur Etymologie: Wien.

Auf Seite 8 wurde ausgesprochen, dass der Name »Wieden«, der sich im Namen des IV. Bezirkes in Wien erhalten hat, mit dem Namen »Wien« nicht identifiziert werden dürfe, da er den Begriff »videm« zur Grundlage habe. Für diese Behauptung spricht auch ein Bild des Wiener Stadt-Museums, das den Vizeleutnant der Wiener Bürgergarde des »Widemviertels« darstellt, und aus dem J. 1661 stammt. Die Entstellung des Originalnamens »Videm« in »Wieden« ist sonach noch recht jungen Datums. V. S.

»Verlassen, verlassen bin i.«

Von allen Kompositionen des unlängst verstorbenen Thomas Koschat wurde bei den Deutschen das Lied: »Verlassen, verlassen bin i« am bekanntesten und beliebtesten. Die Lieblichkeit und Weichheit der slovenischen Volksmelodien herrscht in allen Liedern Koschats vor und fand in diesem Liede einen besonders charakteristi-

schen Ausdruck. Da aber die Deutschen gerade dieses Lied für eines ihrer schönsten Melodien halten, folge nachstehend eine kurze Berichtigung, denn dieses Lied, das von Koschat lediglich ohne weiteren Kommentar in die deutsche Welt eingeführt wurde, stammt offenkundig aus dem reichen slovenischen Volksliederschatze.

Koschat wurde als Sohn slovenischer Eltern in Vetrinje (Viktring) in Kärnten geboren, entfremdete sich aber durch die Volksschule seiner Muttersprache vollkommen, fühlte sich daher auch niemals als Slovene. In seiner Jugend hörte er nun die schönen slovenischen Volkslieder, welche er dann in verschiedenen Formen der Öffentlichkeit übermittelte. — Die Melodie zu unserem Liede muss schon uralt sein. Die Tradition weiss nur mehr, dass das Lied um das Jahr 1850 noch im Rosentale von den Slovenen allgemein gesungen wurde, und habe zu jener Zeit der Pfarrer Franz Treiber in St. Jakob im Rosentale den Text zur Melodie gedichtet. Die erste Strophe lautet:

»Zapuščen, zapuščen sem jaz
Kakor kamen na potu,
Vse zogne se me.«^{*)}

Es scheint aber eher, dass der genannte Priester hier nur einen älteren Text umdichtete, um den erotischen Zug des Originales auszuschliessen und doch die herrliche Melodie verwerten zu können. Von Koschat ist aber die Melodie selbst sicherlich nicht, da er damals noch ein Kind war (geb. 1845).

Vielleicht finden die Sammler und Interessenten des slovenischen Volksliedes in Kärnten noch ältere und bestimmtere Daten hiezu, denn dass die slovenischen Volkslieder schon vielfach eine fremde Fabrikmarke tragen, ist den Slovenen durchaus nicht unbekannt. Möglicherweise findet sich im enormen Sammelmateriale für die grosse Ausgabe der slovenischen Volkslieder, die schon i. J. 1895 begonnen und in etwa 5 Jahren beendet sein wird, etwas Weiteres aus älterer Zeit darüber vor.

M. K.

Die Schicksale slavischer Altertümer.

Ueber den Vandalismus mit slavischen Altertümern hört man von Zeit zu Zeit gar wunderliche Dinge. — Da fand man vor wenigen Jahren in Oberitalien prähistorische Gräber, die jedoch nur Urnen ohne welche Beigaben enthielten. Der archäologische »Fachmann«,

^{*)} Verlassen, verlassen bin ich,
wie der Stein auf dem Wege,
Alles weicht mir aus.

der sich die Fundobjekte angesehen, bemerkte wohl, dass »die Urnen ringsherum ein Band mit Kratzereien aufweisen, die einer Runeninschrift sehr ähnlich sehen«; da sich aber diese Urnen von den sonstigen vorgefundenen in nichts wesentlich unterschieden, wurden sie alle zertrümmert und weggeworfen. Dass aber gerade die Runenkratzereien für die Wissenschaft in diesem Falle den Hauptwert haben, daran dachte der Mann gar nicht. War es aber wirklich eine Runeninschrift, was doch vorerst festzustellen war, so enthielt sie mit grosser Wahrscheinlichkeit einen slavischen Text, wie alle älteren in Italien gefundenen und bisher als »etrurisch« oder »rhätisch« bezeichneten Inschriften.

Noch krasser ist folgendes Vorkommnis: Am Ufer des Flusses Luga des Gouvernements St. Petersburg gruben im Vorjahre Arbeiter eine steinerne Statue aus. Dieselbe war ungewöhnlich gut erhalten, nur die Nase war etwas beschädigt und ein Arm war abgebrochen. Im rechten Auge war ein goldener Ring zu sehen. Die Arbeiter verwahrten einstweilen diesen Fund bei einem Bauer des Dorfes Kuzenikino. Dieser führte jedoch die Statue heimlich in der folgenden Nacht wieder zum Flusse und warf sie dort ins Wasser mit der Begründung, es könne im Hause eines Christen doch kein solches heidnisches Götzenbild geduldet werden. — Hoffentlich wird jetzt nach dem Bekanntwerden dieses Vorfalles von wissenschaftlicher Seite etwas weiteres in dieser Sache geschehen, denn die Statue kann doch nahezu mit voller Sicherheit als eine solche russischen Ursprungs angesehen werden. O. Č.

Zusatz d. Red. Es ist durchaus nicht verwunderlich, wenn sich ein Mindergebildeter derlei Vandalismen schuldig macht, nachdem sich auch Gebildete bei ähnlichen Anlässen oft nicht würdiger verhalten. Unsere Redaktion hat sich im Laufe des Bestehens unserer Revue wiederholt an Museen mit der Bitte um eine Photographie oder eine einfache Skizze irgendeiner alten Inschrift — gegen vollen Kostenersatz — gewendet, aber meist ohne Erfolg, denn schon die Ahnung, es könnte da ein glaubwürdiger slavischer Text herausgelesen werden, scheint eine gewisse Zurückhaltung oder Aengstlichkeit verursacht zu haben. — So wurde z. B. i. J. 1913 nächst Aosta (Oberitalien) ein männliches Skelett aus der Bronzezeit gefunden, dem mehrere Bronzeringe mit verschiedenen eingravierten Inschriften beigegeben waren. Der Fund kam sodann in das Museum nach Turin.

Obschon es nun vom allgemeinen wissenschaftlichen Interesse sein muss, den Inhalt der Schrift zu entziffern und die Lösung tun-

lichst vielseitig anzustreben, blieb unsere Bitte um eine Kopie der Inschriften zu Lösungsversuchen kurzweg unbeantwortet. Der neue Kurs, wonach nämlich die prähistorischen Inschriften und Runendenkmäler zum grossen Teile slavischen Ursprungs sind, hat die allgemeinen Anschauungen über die Freiheit der Forschung und die Internationalität der Wissenschaft bereits bedenklich irritiert. Prinzip: lieber keine Lösung als eine — slavische.

Ein altslavischer Grabfund in Bayern.

In Girnitz, Gemeinde Uckersdorf in der östlichen Oberpfalz, wurde vor kurzem bei der Erweiterung der Hofeinfahrt des dortigen Mühlenbesitzers ein frühgeschichtliches Grab entdeckt. Das am oberen Rande des Talhanges gelegene Grab war fast $1\frac{1}{2}$ m in die Verwitterungsschichte des anstehenden Felsens eingeschnitten und mit überkopfgrossen Bruchsteinen eines ortsfremden Materials umstellt und bedeckt. Es enthielt bei einem menschlichen Skelette ein gut erhaltenes Eisenschwert mit den noch anhaftenden Resten der Holzscheide und einige unbestimmbare Eisenstücke, vielleicht dem Griffe eines Messers angehörend. Der Fund wurde dem Bezirksmuseum Neunburg übergeben.

Von besonderem Interesse ist nun die Klassifikation dieses Fundes in archäologischer Hinsicht, denn sie zeigt in erfreulicher Weise, dass sich die Wissenschaft in Deutschland im grossen ihre Objektivität nicht unter den Füßen wegziehen liess. Die München-Augsburger Abendzeitung vom 25. Juni l. J. schreibt in dieser Sache: »Der Fachreferent des kgl. Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns in München bestimmte das Schwert als eine Waffe aus frühromanischer Zeit. Das Grab ist danach etwa in das zehnte nachchristliche Jahrhundert zu verweisen und als slavisch anzusprechen. Man hat es also hier mit einer Bestattung des Friedhofes der altslavischen Siedelung zu tun, von der der heutige Ortsname Girnitz ein redendes Zeugnis ist. Bei einer Augenscheinnahme wurde noch erfragt, dass etwa 50 m vom Grabe entfernt früher schon menschliche Skeletteile gefunden wurden. Offenbar handelt es sich hier um die Reste eines anderen Grabes des nämlichen Friedhofes. So unansehnlich der Fund von Girnitz auch erscheinen mag, so grosse Bedeutung beansprucht er für die Vorgeschichte der östlichen Oberpfalz, denn er ist der erste seiner Art, der nun wenigstens die aus den slavischen Ortsnamen gesicherte slavische Besiedlung dieses Teiles der Oberpfalz im Zeitalter Karls des Grossen und seiner Nachfolger archäologisch bestätigt.« —

Man beginnt sich sonach auch in nichtslavischen Kreisen schon mit jener Tatsache zu befreunden, dass es zwischen dem Ortsnamen und demjenigen, der ihn gegeben, unbedingt eine sprachorganische Relation geben müsse. Ist aber der Name slavisch, so müssen jene, die ihn gegeben, Slaven gewesen sein oder doch slavisch gesprochen haben. Dass aber Slaven sogar schon weit früher in Bayern konstatiert sind, als es dieser undatierte Fund beglaubigt, wissen wir doch auch schon aus bestimmteren Quellen. Gibt doch Paulus Diakonus bereits i. J. 613 die Grenze zwischen den Slaven und Germanen an. Ein Diplom Ludwig d. Deutschen vom 5. Juli 846 spricht von Slaven am Main und an der Regnitz in Bayern (»in terra Slavorum, qui vocantur Moinvindi et Radanzvini«); i. J. 911 wird Dörfleins erwähnt als »juxta ripam Moni in regione Slavorum« und ebenso der Ort Viereith »Fihuriod cum ceteris slavienis oppidis«; nach einer Chronik aus den Jahren 1319—1364 diente in der Mark Brandenburg das »aus Slaven und Sachsen gemischte Volk« noch i. J. 817 dem heidnischen Kultus u. a. Quellen. —

Es naht sonach auf allen Linien die Morgenröte der Erkenntnis, dass der topische Name doch das verlässlichste Leitfossil für die ethnographischen Rückschlüsse und die Ermittlung der Sprache jener Bewohner, die diesen Namen gegeben haben, ist und bleibt, daher die toponomische Etymologie auf dieser Grundlage absolut keine Luftspiegelung sein kann. A. A.

Hat der »Barbar« Attila Münzen geprägt?

In dem einst mitten durch die Stadt Passau führenden Walle (mit Graben), genannt »Römerwehr«, wurde eine vergoldete Silbermünze gefunden. Sie zeigt auf der Vorderseite das Bild Attilas mit der Umschrift »Attila rex« (= König Attila), auf der Rückseite eine Stadt mit der Beischrift »Aquileja«. Dass dies eine an die Eroberung der Stadt Aquileja durch Attila i. J. 452 n. Chr. geprägte Denkmünze ist, kann nahezu als selbstverständlich angenommen werden, denn die besiegten Aquilejer oder die verdrängten Römer haben auf diesen Waffenmisserfolg hin gewiss keine Erinnerungsmedaillen mit dem Bilde Attilas prägen lassen.

Mit dem Barbarentum Attilas steht es also nicht so schlimm, wie die Geschichte wissen will, denn wer Denkmünzen an bestimmte Grosstaten prägen lässt, sie sogar mit lateinischer Schrift versieht, den Prozess der Vergoldung u. dgl. kennt, muss folgerichtig auch schon darüber hinaus gewesen sein zu wissen, dass es besser ist das rohe Genussfleisch zu kochen, als es auf dem Sattel mürbe zu reiten

u. ä. — Dessen etiketemässige Werbung um die byzantinische Kaiser-tochter Honoria, die ihm übrigens zuvor heimlich einen Ring sandte und sich ihm als Gattin antrug, ist auch kein Zeichen, dass es da gar so »barbarisch« zuging. Er heiratete schliesslich die Burgunderfürstin Kriemhilde, und wurde die Hochzeit in Wien durch 17 Tage gefeiert. Die deutsche Geschichtsschreibung, die sich da besonders um die Minderbewertung Attilas, der zweifellos ein Slave war oder doch Slaven befehligte, bemüht, setzt damit viel eher die eigene Häuslichkeit in ein kulturträubes Licht. — In der Völkergeschichte wird daher beim Kapitel: *Attila, Hunnen, Slaven* eine sehr eingehende Revision platzgreifen müssen.*) M. Buchner.

Das »heilige Feuer« bei den Südslaven.

Im Artikel »Kulturbilder aus altslavischer Zeit« spricht der Verfasser J. Ružička (s. »Staroslovan«, S. 129—131) auch von der Heiligkeit des Feuers bei den Altslaven. Dieses Thema behandelte Prof. Vlad. Titelbach (Belgrad) im »Internationalen Archiv für Ethnographie« (Bd. XIII, 1900) unter dem Titel: »Das »heilige Feuer« bei den Balkanslaven« noch eingehender, und sei hier das Wichtigste hievon wiedergegeben.

Allen slavischen Stämmen, ohne Unterschied der Kulturstufe, ist das Feuer am Herde des Hauses heilig. Es darf nie mit dem Munde angefacht werden. Die Braut wird beim Eintreten in das neue Heim vom Brautführer dreimal um den Herd geführt; sie muss mit dem Schürhacken das Feuer schüren und dabei sprechen: »So viel Funken sprühen, so viel Hausvieh, so viel männliche Nachkommen sollen das neue Heim betreten!«

Der Feuerbock hat in den Bauernhäusern eine seit uralter Zeit gleichgebliebene Form: die eine Hälfte die einer Schlange, die andere die eines Hahnenkopfes oder eines anderen Haustieres.

Das Feuer am Herde darf nie ausgehen; es ist das ewige-heilige Feuer im ganzen Bauernhofe. Geht das Feuer selbst aus, so bedeutet dies ein Unglück oder es ist ein Vorzeichen, dass ein Glied der Familie sterben werde.

Um das Feuer versammelt sich das Hausgesinde und verbringt unter lebhaften Gesprächen die langen Herbst- und Winterabende.

*) Erwähnt ist diese Münze vor allem in Andreas Buchners Werke »Reise auf der Teufelsmauer«, Regensburg 1818, S. 4/III A. — Unser Bestreben zu erfahren, wo sich diese Münze heute befindet, um eine Illustration zu bringen, da doch Attilas Portrait und Darstellung auf der Denkmünze allgemeine Neugier erwecken müsse, blieb erfolglos. Vielleicht weiss jemand aus unserem Leserkreis etwas Näheres darüber.

Am Weihnachtsabende wird das heilige Holzscheit, »badujak« benannt, angezündet, das der Hausvater zuvor mit Wein, Olivenöl und Honig begießt.

Am Tage des hl. Ivan (Johann) werden die Ivansfeuer angefacht und die ganze Nacht unterhalten. Die Dorfjugend versammelt sich hier, tanzt das »kolo« und singt alte Volkslieder dazu.

Besonders hochgeachtet ist das »lebendige Feuer«, da es nach dem Volksglauben der Siaven, namentlich jener auf dem Balkan und in den Karpathen, besondere Heilkraft habe. Dasselbe wird auf verschiedene Art erzeugt. Im Šar-Gebirge, dann in Altserbien müssen ein Knabe und ein Mädchen im Alter von 11—14 Jahren das »lebendige Feuer« erzeugen. Sie werden hiezu in eine vollkommen finstere Kammer geführt, wo sie sich aller Kleider entledigen müssen, ohne ein Wort zu sprechen. Nun gibt man ihnen zwei trockene walzenförmige Lindenhölzer, welche sie abwechselnd schnell aneinander reiben, bis sie sich entzünden; an dem so entstandenen Feuer wird nun ein Zündschwamm angebrannt und sodann zu Heilzwecken verwendet. Dies ist die älteste Art des Erzeugens des »lebendigen Feuers« und heute anscheinend schon ganz aus dem Gebrauche.

Die Serben im westlichen Mecedonien wenden eine andere Methode an. Man rammt zwei Eichenscheite fest in die Erde und macht am oberen Ende zwei runde Löcher, um in diese ein rundes Lindenholz so einzulagern, dass es leicht in rotierende Bewegung versetzt werden kann. Um den unteren Teil der zwei aufrechten Hölzer wird ein starker Strick gebunden, um das Auseinanderspringen zu verhindern. Nun wird eine primitiv verfertigte Fiedel gebracht, deren Strick um das Lindenholz gewunden wird; durch das Hin- und Herbewegen der Fiedel wird das Rundholz in schnelle Drehungen versetzt, worauf sich der anliegende Zündschwamm beim Zapfenlager entzündet.

Prof. Titelbach sah i. J. 1899 im Kosmaj-Hügelland noch eine andere Art der Erzeugung des »lebendigen Feuers«. Zwei Bauern schlugen zwei halbwalzenförmige Hölzer in die Erde und umbanden sie mit einem Stricke. Das Lindenholzstück stemmten sie so dazwischen, dass es mit einem umwickelten Seile durch Hin- und Herziehen in drehende Bewegung gebracht wurde und sich bald an beiden Enden entzündete.

In Bulgarien sah er die Hirten das »lebendige Feuer« (»živa vatra«) in der Weise anmachen, dass sie auf einem abgehauenen Baumstamm im Walde ein prismatisch zugeschnittenes Lindenholz

befestigten und quer darüber ein zweites so lange hin und her zogen, bis es Feuer fing.

Auf einer Forschungsreise durch Serbien hatte Prof. Titelbach auch Gelegenheit die Prozedur zu sehen, wie man das »heilige« oder »lebendige Feuer« zu Heilzwecken anwendet. — In einem Dorfe grassierte eine allgemeine Epidemie unter den Kindern, welche aber die Landleute aus Vorurteil vor der Behörde verheimlichten. Wir wollen jedoch hier nicht den ganzen äusserlichen Hokuspokus dabei schildern, sondern nur hervorheben, dass hiezu ganz gegen den Gebrauch das Herdfeuer in jedem Hause ausgelöscht wird. Diesmal machen ein alter Mann und ein altes Weib unter gleichen Vorbedingungen, wie dies schon beim jungen Paare geschildert wurde, das »lebendige Feuer« an, an welchem jeder Hausbesitzer dann ein Stück Kohle entzündet und dann damit nach Hause eilt, um das Herdfeuer von neuem anzufachen. Es scheint sich demnach hier darum zu handeln, dass das »heilige« Feuer am Hausherde aus irgendeinem Grunde minderwertig geworden ist, weil es nicht mehr vor bösen Krankheiten schützt, daher feierlich erneuert werden muss.

Es sei noch erwähnt, dass es auf dem Balkan eigene Feuerfabrikanten gibt, die das »heilige Feuer« gewerbemässig erzeugen und Teile desselben um 20 Para (20 Heller) verkaufen. — J. A. Babić.

Nachträge zum Artikel: »Untersteiermark, die Urheimat der Gralsage«.

Zu dem unter obigem Titel im 2. Hefte verlautbarten Artikel können wir bereits einige Ergänzungen bringen, welche die früheren Behauptungen nur noch weiter bestärken.

Es hat sich vor allem herausgestellt, dass ein Priester, namens Johannes, der bei Eschenbach auch eine besondere Rolle spielt, bei der Gründung des Nonnenklosters in Studenice gleichfalls viel genannt wird. Ob sich der Name tatsächlich auf ein und dieselbe Person bezieht, wird sich aber urkundlich wohl schwerlich mehr erweisen lassen.

Ferner erfahren alinea 1 und 2 der Seite 119 eine weitere Klärung der dort geschilderten lokalen Verhältnisse durch nachstehenden Text:

»Aber auch weitere Lokalitäten am »Salvatsch« stimmen mit den Angaben im Epos »Parcival« (IX Buch) überein. Parcival stösst hier auf einen Klausner, der in einer Höhle (»gruft«) wohnte. Am »Boč« befindet sich tatsächlich die sogenannte »Špelka«-Höhle, doch kann diese hiemit wohl nicht gemeint sein, denn sie ist schon nahe

der Kuppe gelegen und dabei so kalt und vom Abtropfen des Gewölbes derart nass, dass jedes höhere Lebewesen darin nicht lange ohne schwere Krankheitserscheinungen verbleiben könnte. Abgesehen vom beschwerlichen Zugang wird daher auch niemand sein Reitpferd in einem so hochgelegenen und nasskalten Raume unterbringen. Weit wahrscheinlicher und natürlicher ist es, dass der Klausner in der Nähe oder gleichzeitig in jener Grotte wohnte, wo auch Parcivals Pferd untergebracht wurde, und durch — eigentlich neben oder über — welche ein Wasserfall brauste, von dem Eschenbach sagt (IX., 779—780): »das was ein wilder marstal; da durch gienc eins brunnen val«. — Diese Grotte, die sich überraschenderweise wieder an jener Stelle befindet, welche noch heute im Deutschen die Bezeichnung »Steingruft« trägt, liegt tatsächlich dort, wo in einer wildromantischen Waldpartie ein imponierender, aber unbeständiger Wasserfall zu sehen ist. Man beobachtete auch schon wiederholt, dass mit diesem, unmittelbar aus dem »Salvatsch« hervortretenden Wasser Grottenolme ähnlicher Art, wie in der Adelsberger Grotte, zum Vorschein kommen, wenn sie vom Ueberfallswasser mitgerissen werden, ein schlagender Beweis, dass das Volk berechtigt ist, im Inneren des imponierenden Gebirgsstockes einen grossen See zu vermuten, daher die reale Bedingung für die Bildung der Lohengrin-Sage hier auch gegeben war.

Ueberdies stellt sich die primäre Grundtendenz der Gral- bzw. Parcial-Sage immer weiter als eine anders gefasste Parallele der paradiesischen Legende: das Weib als Verführerin des Mannes heraus, dem gerade der Einfältige hier nicht unterliegt, nur wurde dieser didaktische Satz in der Folge durch die vielen Troubadoure wie Kommentatoren immer weiter vom Hauptwege abgezogen und auf diese Art aus dem Gesichtskreise verloren. M. Ž.

Zur Sitte des Bartflechtens.

Man glaubt allgemein, dass die Sitte des Bartflechtens aus dem alten Oriente erst nach Europa gelangte, und dass sich hiefür nur in französischen oder unter dem französischen Einflusse stehenden Dichtungen Belege finden. Dieses stimmt jedoch nicht, denn der Araber Ibn-Haukal (X. Jahrh.) erzählt, dass sich die Russen entweder rasieren, oder sie flechten den Bart. Aber auch bei den österreichischen Slaven musste diese »barbarische« Sitte in den besten Kreisen in Gebrauch gewesen sein, denn es hat sich doch das Bild eines Mitgliebes der bekannten krainischen Heldenfamilie, des Hofkriegsrates des Kaisers Maximilian II. Andreas Ravbar (Rauber) erhalten, welches

zeigt, dass das Bartflechten auch bei den Slovenen gebräuchlich war, wenn dies eben ein besonders üppiger Bartwuchs erforderte. Mit dem beigegebenen Bilde ist auch die bisherige Annahme, dass man den Bart immer in einen Zopf flocht, zerstört, denn Ravbar hat denselben in z w e i Zöpfe geteilt. Um in der Bewegung nicht behindert zu sein, trug er die Spitzen am Gürtel befestigt.



Andreas Ravbar (Rauber).

Das Geschlecht der Ravbar zeichnete sich in auffallender Weise durch eine abnorme Körpergröße und eine ganz ungewöhnliche Körperkraft aus. Andreas war angeblich noch drei Ellen höher, als sonstige normale Männer; er riss ein Hufeisen mit Leichtigkeit auseinander, und erschlug einst einen jüdischen Riesen, der ihn zum Kampfe herausforderte, mit einem einzigen Faustschlage. A. P.

Das Klara-Kloster zu Ribnitz in Mecklenburg.

Eine Nonne des St. Klara-Ordens verfasste (1912) eine Monographie des ältesten Nonnenklosters zu Ribnitz im Mecklenburgischen. Scheidet man vom Inhalte jene Stellen aus, die als rein geistliche oder fromme Betrachtungen zahlreich eingeschaltet sind, so bleibt immerhin für die Religionsgeschichte des alten wendischen Volkes daselbst ein anschauliches und beachtenswertes historisches Bild übrig, das einen Wert hat, da es sich fast durchwegs auf archivalische Quellen, wörtliche Zitate sowie ältere Schriftsteller stützt. Dass die Verfasserin im Nonnenhabit dabei vieles unkritisch wiedergibt, ja, sich mitunter in gewagte Exkurse zur slavischen Etymologie gibt, entwertet nichts an der Hauptsache.

Sehr wissenswert, da frei und vorbehaltlos erzählt, ist für die slavischen Leser schon das Kapitel über die gewaltsame Einführung des Christentums im Lande der Obotriten, das wir nachstehend, textlich gekürzt, zur weiteren Kenntnis bringen.

Es war zur Zeit der Kreuzzüge Kaiser Konrads III. (1138—1152) Heerzug ins gelobte Land verlief resultatlos und brachte Deutschland nichts als Verluste; jedoch zur gleichen Zeit rüsteten die norddeutschen Fürsten auch zum Slaven-Kreuzzug, der sogenannten *Wendenaahrt* (1147—1149). Auf Betreiben des hl. Bernhard und unter Zustimmung des Papstes Eugen III. sollte sich am 29. Juni 1147 zu Magdeburg das Kreuzheer sammeln, um das wendische Land zwischen der Eider, Elbe und Ostsee zu erobern, von dem Helmold (XII. Jahrh.) darlegt, dass es ehemals ein wüstes, mit Wäldern und Sümpfen bedecktes Land, voll von Schrecknissen, gewesen sei. Ein Feldzug gegen die Wenden war daher mit grossen Schwierigkeiten verbunden, da sich die aller Zivilisation baren Heiden in ihren dichten Wäldern, gedeckt durch Gewässer und Sümpfe, vorteilhaft verschanzen konnten.

Zu jener Zeit herrschte Niklot über die Wenden, und diesen heidnischen Herrscher, der als tapferer und schlauer Kriegsheld bekannt war, galt es vor allem unschädlich zu machen. Um dessen Land zu erobern und für das Christentum zu gewinnen, verbanden sich die Sachsen mit den Dänen, umsomehr als die Obotriten ständige Verheerungszüge unternahmen, Niklot die Stadt Lübeck niederbrannte und Einfälle in das Gebiet Heinrichs des Löwen, des Herzogs von Sachsen und Bayern, machte. Ein Heer von 40.000 Mann zog nun gegen Niklot, richtete aber diesmal nichts aus, da er sich in der verschanzten Stellung von Dobin (am Schweriner-See) tapfer hielt, und obendrauf i. J. 1148 mit dem Dänenkönig Sven einen Frieden schloss.

Ein zweites Kreuzheer von 60.000 Mann brach endlich i. J. 1160 den Widerstand. Niklot fiel hiebei, und über seinen Sohn Pribislav, den letzten eigenen König der Obotriten, siegte vier Jahre später Heinrich der Löwe. Pribislav liess sich sodann i. J. 1166 mit vielen seiner Getreuen taufen. Jene Wenden jedoch, die sich weigerten das Christentum anzunehmen, wurden ausgewiesen, oder sie flohen schon früher, begaben sich in die Knechtschaft nach Pommern, oder wurden als Sklaven von den Böhmen und Polen angekauft. An der Stelle, wo Pribislav getauft wurde, liess dessen Gemahlin Vojcislava ein Kloster erbauen, das nun die erste slavisch-christliche Missionsstation am mecklenburgischen Boden war.

Nach dem Tode Pribislavs (1178) wurde ein Teil der Wenden dem neuen Glauben abtrünnig, überfiel das Kloster, tötete alle Mönche und brannte das Kloster nieder.¹⁾

Aber schon i. J. 1186 zogen neue Mönche ins Land und bauten das Kloster Doberan auf, das etwas näher an dem Meeresgestade lag.²⁾ —

Schon i. J. 1171 liess der Lehnsherr Gunzelin I. zu Dobin einen Dom erbauen, »einen Ziegelbau im wendischen Verband nach polnischer Art«. Nebst anderen Mönchsklöstern, wie z. B. das i. J. 1226 vom Herzog Borvin II. gestiftete Güstrov³⁾, entstanden auch 6 Frauen-Abteien; aber speziell zu einem St. Klara-Kloster kam es erst in Ribnitz i. J. 1323.

Ribnitz, urkundlich »Ribbenizze« geschrieben, liegt am Ausflusse der Recknitz in die Ribnitzer-Strandseen und war schon im XIII. Jahrhunderte ein Burgflecken. Burg und Ort waren mit Mauer und Wallgraben umgeben. Die Burg selbst, »Curia« genannt, war oft, wenigstens auf kurze Zeit, Residenz der obotritischen Fürsten.⁴⁾ —

¹⁾ Im »Mecklenburgischen Urkundenbuch« heisst es in der Urkunde Nr. 152: »per insultem Slavorum«.

²⁾ Die Verfasserin meint, der Name »Doberan« rührt vom slavischen »dobra matka« (= gute Mutter). Tatsächlich bedeutet es, gewöhnlich in der Form »Do-bran, Dobran«, einen befestigten Punkt, eine Schutzstätte. — In einem Verzeichnisse des Klosters Ebrach heisst es: »Abbatia de Doberan in Slavia prope Rodestock . . .«.

³⁾ Die geistliche Verfasserin meint der Ortsname habe »gusteru« (= Eidechse) zur Grundlage, bedeute sonach: Eidechsenort. Die vergleichende topische Etymologie weist auf »kost«, d. i. ein befestigter Ort, denn schliesslich waren alle älteren Klöster befestigt, also eine Art Burgen.

⁴⁾ Die Verfasserin meint, der Ort »Ribnitz, Ribnica« habe den Namen von »riba« (= Fisch), weil man hier Fischerei betrieb. Derselbe Ortsname wiederholt sich aber oft in Gebieten ohne diese Vorbedingungen. Der Etymologie nach bedeutet der Name etwa: Grenzort (riv, riva = Ufer, Grenze; der Reif, d. i. Umgrenzung, daher die deutschen Formen oft: Reifnitz, Reifnigg u. ä. lauten.

Die ferneren Schicksale dieses Klosters bieten über die Lokalgeschichte hinaus kein weiteres Interesse mehr. — Ob dieses Kloster noch slavisch war, ist nirgends ersichtlich; augenscheinlich war es aber schon deutsch, da das erste Frauen-Konvent von Weissenfeld in Thüringen berufen wurde.

Ein sichtlicher Widerspruch ergibt sich zwischen der Schilderung der »aller Zivilisation baren Heiden in ihren dichten Wäldern und Sümpfen u. s. w.«, denn zur Zivilisation in jener Zeit gehört bereits eine selbstbewusste militärische Organisation eines Volkes, die hier unbedingt vorliegt, wenn ein gut bewaffnetes Kreuzheer von 40.000, später sogar 60.000 Mann gegen dasselbe so schwer welche Erfolge erzielt. Sie hatten auch Festungen, wo sie sich vereinigt dem Feinde entgegenstellten. Wer aber dies noch nicht als ein Kriterium der Zivilisation ansieht, betrachte sich noch die Funde in den altwendischen Gräbern daselbst, welche Bronzeidole mit prächtigen Relieifarbeiten, Dolche mit reich verzierten Goldgriffen, schön modellierte Teller mit allerlei Figuren, Münzen, alles reich mit Inschriften versehen u. a. m. enthalten. Unter solchen Voraussetzungen kann man wohl nicht mehr mit Berechtigung von einer Kulturlosigkeit jener Völker sprechen.

Desgleichen enthält die Tendenz dem Andersgläubigen die Segnungen der christlichen Religion zuteil werden zu lassen, eine wenig vorsichtige Verschleierung eines offenen Eroberungszuges, wenn die Glaubenssendung sozusagen »aus Versehen« von 60.000 Mann begleitet wird. Ueberdies ist es bekannt, dass zu jener »Wendefahrt« schon i. J. 1108 der Aufruf erlassen wurde, doch kam es erst 39 Jahre später zur Realisierung, da man sich militärisch noch viel zu schwach fühlte. —

Solche Christianisierungs-Kriegszüge, denen die Religion lediglich zur Folie diente, um den Teilnehmern einen gewissen Siegeslohn und Beuteanteil durch Eroberung und Wegnahme des fruchtbarsten Grundes und Bodens in dem neuen Gebiete zu sichern, waren damals nichts Seltenes; und was auf diese Weise noch nicht erreicht wurde, das besorgte später noch der deutsche Ritterorden. Der eigentliche Zweck und die Ausführung stehen aber da überall im argen Widerspruche, denn, dass das Obotritenvolk bei dieser Christianisierungsmethode nicht nur die persönliche und politische Freiheit, dann Hab und Gut sowie zugleich auch die Muttersprache verlor, sieht recht wenig einem »frommen, gottgefälligen Werke« ähnlich.

K. Vaněk.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 6. — »Prašná brána«. — Von mehreren Seiten wurde die Eventualität erwogen, ob die Bezeichnung »Prašná brána« (S. 90) nicht etwa als »Pulvertor« (st. »Grenztor«) aufzufassen sei.

Antwort. — Eine apodiktische Entscheidung, ob dieser oder jener Umstand bei der Namenbildung massgebend war, ist heute allerdings schwer zu treffen, doch deuten alle Nebenumstände dahin, dass der erste Ausleger recht zu haben scheint. Hiefür spricht Folgendes: wir wissen einmal nicht, seit wann dieses Tor schon besteht; es kann ja auch bereits älter sein, als unsere Annahme der Einführung des Schiesspulvers für Kriegs- oder Sprengzwecke (Ende des XIV. Jahrhunderts). Weiters ist es ausgeschlossen, dass jemand den Pulverbedarf für eine Festung in einem Torturme aufbewahren wird, denn dies wäre das militärisch Ungeschickteste, was man in dieser Hinsicht tun kann. Geht nämlich ein Pulverdepot, das nicht einmal irgendwo in der Umfassungsmauer untergebracht werden darf, im Falle einer Explosion in die Luft, so entsteht eine Bresche, die bei einem Tore, wo ohnehin schon die notwendige Oeffnung die Verteidigung schwächt, umso gefährlicher ist. — Der Name müsste allerdings richtig »Pražná brána« geschrieben werden. — Die Lokalhistoriker finden vielleicht über die Anfänge dieses Tores welche weitere Daten; möglicherweise war dies auch jenes Tor, bei welchem Herzog Oldřich i. J. 1004 durch eine Kriegslist Prag überrumpelte.

Frage 7. — Offizielle Richtigstellung der Ortsnamen. — Von mehreren Seiten liefen Ermunterungen ein, wir sollen im Sinne der auf Seite 165 gegebenen Vorschläge weiter wirken.

Antwort. — Für die Richtigstellung der Ortsnamen im sprachlich-historischen Sinne wird unentwegt gearbeitet; wenn aber all dies Bestreben in der Praxis unwirksam bleibt, so ist dies nicht unsere Schuld; das weitere ist Pflicht der Gemeindevorstellungen und politischen Faktoren; wir geben lediglich die Aufklärung an die Hand; unsere Arbeit hört aber bereits in jener Zone auf, wo die Wissenschaft das Gebiet zum Politikum streift. Wir glauben daher damit, dass wir mehrweniger drastisch auf die Inkonsequenz und Gedankenlosigkeit bei Schaffung von topischen Doppelnamen aufmerksam machen, unsere Mission bereits erfüllt zu haben. — Es möge hier vor allem der Unterschied beachtet werden, weshalb in Galizien, Bosnien, Dalmatien doch nahezu überall ein einziger Ortsname genügt,

und weshalb nicht in den böhmischen, slovakischen, oder slovenischen Gebieten, wo so oft von der Gemischtsprachigkeit der Bewohner gleichfalls keine Rede ist? — Versuchen wir es da mit überzeugenden Beweisen zu wirken. Der Böhme fährt z. B. von Wien nach »Hulín«, der Deutsche jedoch nach »Hullein«; ein Deutscher und ein Böhme fahren von Wien nach »Berlin«, aber keiner nach »Berlein«; weshalb nun dieser Unterschied? — Wir wissen doch sehr gut, dass »Hulín« ein alter, zweifellos slavischer Begriff ist; wir wissen aber dies von »Berlin« auch, denn der Name hat sein Aeusseres seit der Zeit, als er noch einer altwendischen Ansiedlung beigelegt war, noch in keiner Weise geändert. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches kann also ohne jede sichtbare Einbusse des nationalen Ansehens noch heute unverändert den altwendischen Namen »Berlin« führen, das reinböhmische Landstädtchen »Hulín« aber nicht!? — Von »Hullein« fährt der Deutsche dann nach »Kojetein«, der Böhme nach »Kojetín«, aber beide nach »Vsetín«! — Und was hat der Deutsche damit profitiert? Nichts, denn »tin, tyň« heisst im Slavischen: U m f r i e d u n g, a b g e s c h l o s s e n e r R a u m; im Althochdeutschen bedeutet es als »ting« auch noch im Prinzipie dasselbe; die deutsche Ortsnamenbildung hat demnach weder eine geschichtliche noch eine sprachliche Berechtigung. — Von demselben »Hulín« fährt der Böhme nach »Kotojed, Postoupek, Zdounek«; der Deutsche auch. Aber nun kommt der Gallimathias: der Deutsche gebraucht diese sprachlichen Akkusativa gleichzeitig auch für den Nominativ, der in der Wirklichkeit jedoch »Kotojedy, Postoupky, Zdounky« lautet; die Stationsaufschriften sind also hier böhmisch im Nominativ, deutsch im Akkusativ angebracht. Was dieser Stumpsinn bezwecken soll, bleibt wohl für jedermann ein Rätsel. —

Würde da endlich und allen Ernstes die so natürliche Vereinfachung der Ortsnamenformen angestrebt werden, so kann man wohl schon heute sagen, dass es da keine seriöse Behörde auf der Welt gibt, die nicht selbst einer solchen reellen Vereinfachung alle Hindernisse hinwegräumen würde, und auf diese Art könnte dann die Arbeit systematisch auch von leichteren zu schwieriger erkennbaren Fällen übergehen. Freilich muss man aber hiezu auch die ältesten Namensformen zuvor verlässlich kennen, was in jenem Falle als erwiesen anzusehen ist, wenn auch die Etymologie des Ortsnamens der Lokalität entspricht, denn der Name selbst birgt nahezu immer auch die Entstehungsgeschichte der betreffenden Lokalität in sich. Weshalb soll aber nun diese lokale Urgeschichte durch eine sinnlose Verballhornung des topischen Namens verderbt oder verdunkelt werden,

und noch dazu von demjenigen, dem das sprachliche Verständnis hierfür überhaupt fehlt!

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Techet Carl, Völker, Vaterländer und Fürsten. Ein Beitrag zur Entwicklung Europas. — Lothar Joachims Verlag, München, 1913. — Lex., VII + 479 mit 6 Kartenskizzen, einer Bildertafel und 19 Textfiguren. — Preis geh. 12 K, geb. 14/40 K.

Die Beziehungen zwischen den natürlichen, kulturellen, sprachlichen und politischen Grundlagen unserer Völkergemeinschaften sind heute ein Hauptthema des Denkens aller Gebildeten, die durch wissenschaftliche Betrachtung der vergangenen wie gegenwärtigen auf kommende Bildungen zu schliessen sich bestreben, und in diesem Sinne übernimmt der Autor dieses Werkes objektiv die Führung. —

Im IX. Abschnitte (S. 200—221) widmet der Verfasser seine Betrachtungen im besonderen den Slaven, und man muss es vorweg sagen, auch in einwandfrei vornehmer Weise. Er befindet sich zwar auch noch im Schlepptau der Völkerwanderungstheorie im allgemeinen, aber es scheint, dass ihm dies auch schon logisch nicht mehr recht in das grosse Gefüge passte, denn auch ihm fällt es auf, dass kein äterer Schriftsteller etwas Diesbezügliches auch nur andeutet, und weist überdies auf jene Quellen hin, welche die Slaven für einen uralten europäischen Völkerzweig ansehen. — Wir führen hier nur eine Stelle (S. 107) wörtlich an, welche über das slavische Renegatentum in historisch-sozialer Hinsicht so spricht, wie eben nur ein ehrlich denkender Deutsche, der den Mut besitzt, die nackte Wahrheit auszusprechen, seine Ueberzeugung zu Papier bringen kann. Nachdem er zuvor kurz dargelegt, was der Slave, sein Blut und sein Wesen für den Aufbau der deutschen Nation bedeuten, wodurch sein Stamm allein schon zu einer »Grundlage unserer modernen Gesellschaft« (Gobineau) wurde, sagt er: »Die Ungunst der politischen Lage lässt es kaum erhoffen, dass das ehemalige Verhältnis zwischen beiden Rassen (der slavischen und deutschen) unbefangen betrachtet und untersucht werde. Niemand hasst den Slaven heute bitterer als der germanisierte Slave, der Deutsche, in dessen Blut der slavische Anteil vielleicht jeden anderen überwiegt. Man könnte fast die Regel

aufstellen, dass dieser kalte, instinktive Hass, den die Gegenseite mit gleicher Kraft erwidert, in den deutschen Stämmen so ziemlich in dem Masse zunimmt, als ihnen selbst slavisches Blut beigemischt ist, ein Verhalten, das übrigens den Mischling überall auszeichnet, der, um seine »Reinheit« darzutun, stets die Rasse des einen Elternteiles verleugnet oder desselben doch nur ungern gedenkt.«

In allen seinen Darlegungen tritt das Bestreben des Verfassers nach geordnetem, ruhigen Schauen und Erfassen sichtlich hervor. Er hält konsequent jenen Weg ein, den Jeder gehen kann, der das Leben nicht zwecklos dahinfließen sieht, und dessen Liebe zu seinem Lande und seinem Volke nicht zugleich den Hass, die Herabsetzung und nimmerendende Feindschaft gegen andere Länder und Völker unseres Kulturgebietes zur Voraussetzung hat.

Das Werk wird Viele zu neuem Nachdenken anregen, denn es räumt mit manch altem, tief eingewurzeltem Irrtume auf und sucht manches zu beseitigen, was uns bisher als Dogma gegolten. Der echte wie der falsche Slave, sie beide finden in dem Werke so manche kräftig unterstrichene und beherzigungswerte Stelle, aber der Slave wie der Deutsche müssen sich endlich einmal dazu entschliessen, auch unangenehme Wahrheiten anhören und ertragen zu lernen. —

Werke solcher ethischer Bedeutung benötigen wir bereits auf vielen Gebieten.

Dr. O. Jahn.

Galwinkler Theo, Wunschland. Des Grales erste Spiegelung. — Xenien-Verlag, Leipzig, 1914. — 160 S., Preis K 2'40.

Obige Arbeit umfasst das bretonische Gralmärchen und verwandte Gedichte. — Während ansonst in der Grallegende *Parcival* die Hauptrolle spielt, tritt hier *Peronnik* als »reiner Tor« an dessen Stelle. Auch hier sehen wir ein sympathisches Dümmlingsmärchen, welches sich in der französisch-keltischen Bretagne herausentwickelt hat, und in deren Brennpunkte die bekannte Leop. v. Schröder'sche Hypothese von den »Wurzeln der Gralsage« steht. Hier erscheint es in deutscher Umdichtung, bleibt aber in seinem neuen poetischen Gewande dem alten (erschieden 1845 in Paris, ist aber in Deutschland noch unbekannt) durchwegs treu, indem es sowohl den naiven Märchentone der bretonischen volkstümlichen Auffassung als auch den mitunter burlesken Charakter der französischen Aufzeichnung *Souvestres* treffend wiedergibt, und nur dort eigene Wege geht, wo die Sprache unzureichend ist, irgendeinen urwüchsigen Begriff in gleicher Prägnanz zu formen.

Wie der Verfasser schon im Vorworte sagt, führt er den Leser in eine unbekannte Welt vieltausendjähriger Naturmythen ein, denn der Urvorstellung von hl. Grale scheinen schon indische Ritualgesänge, germanische Edda-Lieder und keltoslavische Märchen zugrunde zu liegen, doch ist es einstweilen schwer, hier über den Anteil der einzelnen Einflüsse auch nur approximativ ein Urteil abzugeben.

Auffallen muss jedoch dem Slaven der Name des Märchenhelden »Peronnik« als Sohn »Peruns«, weil »Perun« ein bekannt slavischer Name ist, und »Peronnik« nur ein Patronymikon zu sein scheint. Unter »perjanik« versteht der Kroat heute den Leibgardisten; es scheint daher, dass der Name slavischen Ursprungs ist, — das j ist im Französischen naturgemäss ausgefallen —, und ursprünglich auch: Wächter, Kämpfer, Beschützer (des Grales) bedeutet haben mag. —

Alle, welche die Gralsage in der Fassung Chrétiens, Eschenbachs, Wagners u. a. tiefer interessiert, können an diesem anmutigen bretonischen Gralmärchen, das hiemit in einer überaus gewählten Form in die deutsche Literatur übertragen erscheint, nicht achtungslos vorübergehen, denn eigentlich enthält dieses erst eine logisch geklärte Erzählung, welche die anderen, mehr oder weniger verworrenen, wesentlich verständlicher zu machen verspricht. Dr. A. Wisinger.

Österreichische Monatsschrift für den Orient. — Herausgegeben vom k. k. österr. Handelsmuseum in Wien (IX/1, Berggasse 16). Jahresabonnement: 15 K.

Mit dem 40. Jahrgange obiger Monatsschrift, die nun in erweiterter wie erneuter Gestalt zur Ausgabe gelangt, ist auch in der Tendenz derselben ein wesentlicher Fortschritt zur Grosszügigkeit eingetreten. Viele derbe Hammerschläge sind gutzumachen, die von einer kurzsichtigen und engherzigen Politik auf unsere alten kommerziellen Verbindungen im Oriente ausgeführt wurden, damit die wirtschaftliche Gesundung unseres Staates wieder einsetze. Hiezu ist es aber erforderlich Land und Leute, Sprache und Sitten, Kultur und Bedürfnisse derjenigen näher kennen zu lernen, von denen man einen wirtschaftlichen Nutzen heischt. Diese Wertungen hat unsere Monatsschrift sichtlich voll und ganz erkannt und trägt ihnen in einer Weise Rechnung, wie wir sie ansonst in unserem Nationalitätenstaate leider selten wahrzunehmen in die erfreuliche Lage kommen.

Die Mitarbeiter sind fast durchwegs Wiener Hochschulprofessoren mit Namen, die in der Welt des Wissens durch die Kraft ihres

Geistes und ihrer Feder längst als geadelt gelten. Die Artikel eines Jireček, Musil, Schröder, Strzygowski, Wessely u. a. beweisen, dass wir es mit ernstesten Gelehrten zu tun haben, die vorurteilslos denken, schliessen und schreiben. Der Aufsatz über »Albanien in der Vergangenheit« muss auch jeden Slaven, der sich für das Altslaventum interessiert, fesseln; jener über »Oesterr. Papyrusforschung« auch jeden Ausländer überzeugen, was wir auf dem Gebiete höchster Forschungsarbeit können und vermögen, wenn wir wollen.

Zur Bekräftigung dessen sei nachstehend ein ernstes Wort des Prof. Strzygowski (S. 68) hervorgehoben, der sagt: »Während wir in Oesterreich uns immer gemütlicher, beziehungsweise ungemütlicher in der eigenen Heimat einspinnen und allmählich alle Fühler eingezogen haben, die seit dem denkwürdigen Jahre 1873 nach dem Weltverkehr ausgestreckt worden waren, haben die führenden Grossmächte mit vereinten Kräften ein ungeheuer grosses Forschungsgebiet für die Wissenschaft erschlossen, das bis dahin für kulturlose Wüste galt, Zentralasien. (Vergl. auch unseren Artikel »Reflexe der altsibirischen Kultur«; S. 166—171). Die Museen von Berlin, London und Petersburg eröffneten Abteilungen, die allen nicht gerade einseitig begrenzten Forschern einen unauslöschlichen Eindruck machen und ganz neue Arbeitsrichtungen auslösen. Wenn man bei uns bisher von diesen Dingen nichts sah und hörte, so mag das als weiterer bezeichnender Beweis für unsere Absperrung in zwei geistige Welten, die klassisch-philologische mit ihren Voraussetzungen, und die historische, auf Westeuropa beschränkte, angesehen werden. Den Bann der dadurch heraufbeschworenen Selbstentmündigung Oesterreichs im Weltverkehre mindern zu helfen, ist die Absicht des vorliegenden Artikels (»Zentralasien als Forschungsgebiet«) usw.« — Diese freimütige Enuntiation muss jeder Weitblickende mit voller Ueberzeugung bestätigen.

Möge nun der Same, den die Monatsschrift ausstreut, reiche Früchte tragen, denn jeder Hellsehende muss mit tiefem Seufzer bekennen, dass wir bisher unsere besten Kräfte für lauter häuslichen Zank und Streit vergeudet, so dass für positive Arbeit nahezu nichts mehr erübrigte.

Wir wünschen dieser vornehm schaffenden Revue eine vorurteilslose, allseitige Beachtung und Würdigung, damit auch in Oesterreich, wo die Lehrkanzel der Weltgeschichte, der besten Lehrerin der Völker, bereits seit Jahrzehnten verwaist dasteht, endlich grosszügigere Weltanschauungen Eingang finden.

J. A. Babić.

Schon im Altertume hat man diesen eigenartigen Charakter erkannt; römische Schriftsteller bestätigen uns, dass das Etruskische vom Lateinischen vollkommen abwich und für die Römer gänzlich unverständlich war. Dionysius von Halikarnass, ein Geschichtsschreiber, der zur Zeit der Geburt Christi lebte, erklärt bereits das Etruskische für eine ganz eigenartige und sehr alte Sprache, und die Mehrzahl der Forscher in unseren Tagen ist zu der Überzeugung gelangt, dass alle Versuche weiter nichts dartun können, als dass das Etruskische so isoliert ist wie das Baskische.

Wie merkwürdig ist es, dass auf dem klassischen Boden Italiens, von wo aus sich das Lateinische über den grössten Teil der alten Welt ausgebreitet hat, eine so fremdartige Sprache bestanden hat usw.“ — So schreibt also jemand noch im Jahre 1908! —

Es ist geradezu ein Rätsel, wieso es möglich war, dass aber dabei absolut niemand auf die Slaven verfiel, obschon diese Oberitalien zum Teile noch heute bewohnen und einst wohl die ganze apenninische Halbinsel bewohnt haben mussten, da verschiedene Momente diese Tatsache glaubwürdig erhärten. Erzählen doch arabische Schriftsteller (z. B. Ibn Haukal, X. Jahrhundert), dass Palermo früher eine zahlreiche slavische Bewohnerschaft mit einem eigenen Stadtviertel hatte; in Syracus hiess die Burg im Altertume „Achradina“ (= ohradina, d. i. Umwallung); die alten Rhätier leben noch immer in den slovenischen „Rezijani“ in Oberitalien; in Nordafrika gab es sogar mehrere Ortschaften, die ausschliesslich von Slaven bewohnt waren, wie in Afrika gefundene Handschriften erzählen u. ä. —

Ein ähnlicher historischer Lapsus ist es, wenn man immer liest: die Kroatenreste in Kruč (*Aquaviva Collecroce*) in der italienischen Provinz Campobasso (östlich von Rom) stammen von einer Auswanderung aus Dalmatien zu Beginn des XI. Jahrhunderts her. Ebenso wenig besagt der Umstand etwas, dass in der Kirche in Palata die Aufschrift lautet: „Dalmatiner besiedelten zuerst die Stadt und erbauten diese Kirche im Jahre 1531“, denn es können ja tatsächlich mehrere Familien aus Dalmatien hieher übersiedelt sein, aber diese hätten inmitten von ausschliesslich italienischen Bewohnern ihre Sprache gewiss nicht durch 400 Jahre so gut erhalten. Alles dies sind fast ausschliesslich vage Ursprungserklärungen, und sind jene slavischen Reste im gebirgigen Teile der Provinz wie: Monte Mateso, Monte Miletto, Monte Sambuco die letzten Elemente der Urbewohner, die sich ihre Sprache und Eigenart ebenso erhalten haben wie die Basken in den Pyrenäen, die auch kein erratisches Volk sind, oder die Slovenen in den Alpen, weil im Gebirge der nivellierende Ein-

fluss einer anderen Sprache weniger Angriffs- oder Berührungspunkte findet. Die Sprache verliert aber dabei doch an Originalität und wird an jenen Grenzpunkten am empfindlichsten, wo zwei oder mehrere gleich starke Sprachen zusammenstossen. Ein Paradigma hiefür ist die friaulische oder furlanische Sprache, wo sich am Zusammenstoss-punkte der slavischen, italienischen und deutschen Bewohner eine Verkehrssprache bildet, die eigentlich keine der drei Nationen ob-siegen liess, dafür aber allen dreien gewisse Konzessionen machte. Hätte nun dieser lokale Dialekt eine grössere Verbreitung genommen, so wäre er auch als selbständige Sprache angesehen worden; die Sprecher desselben wären nun eine eigene Nation und man müsste wieder zur „Völkerwanderung“ greifen, um sich die Entstehung die-ser isolierten Sprache erklären zu können.

Nun wissen wir aber auch, dass vor den historischen Römern anderssprachige Völker in Italien wohnten, denn Ticinus (*ap. Festum*) erzählt doch, dass jene obskisch und volskisch redeten, nach-dem sie lateinisch nicht kannten („*qui Obsce et Volsce fabulantur, nam Latine nesciunt*“). Tragen aber die zurückgelassenen Kulturresiduen, die noch durch Ausgrabungen immer mehr vermehrt werden, den slavischen Sprachcharakter, so können die verdrängten oder auf-gesogenen Völker nur slavisch gesprochen haben, also Slaven (im modernen Sinne) gewesen sein.

Die jüngeren Schriften dieser Provenienz, die auch daran er-kenubar sind, dass sie sich den Formen der alllateinischen Schrift schon sichtbar nähern, sind mitunter auch schon von links nach rechts zu lesen; alle älteren müssen aber nahezu grundsätzlich von rechts nach links gelesen werden und sind die Buchstaben oft auch in der Vertikalebene umgedreht geschrieben, sie daher schon äusser-lich die Art der Lesung andeuten. Einige Inschriften sind in der Art der Ackerlinien, wissenschaftlich meist als „*bustrophedon*“ benannt, zu lesen.

Über die Zeit, wann die etrusischen Runen in Anwendung stan-den, lässt sich nur annähernd sagen, dass sie jedenfalls mit dem Ende der römischen Republik auch ihre Aktualität einbüssten, denn in den im Jahre 79 n. Chr. verschütteten Städten Herculanium, Pompeji u. a. finden sich bereits wenige Runeninschriften mehr vor, was aber nur besagt, dass sie eben früher daselbst im Gebrauche standen. Wie alt hingegen die ältesten Denkmäler dieser Art sind, kann wohl niemand nicht einmal auf ein Jahrtausend genau bestimmen, denn man fand z. B. auch Mumien in Ägypten mit Wickelbändern, die mit etrusischen Runen beschrieben waren.

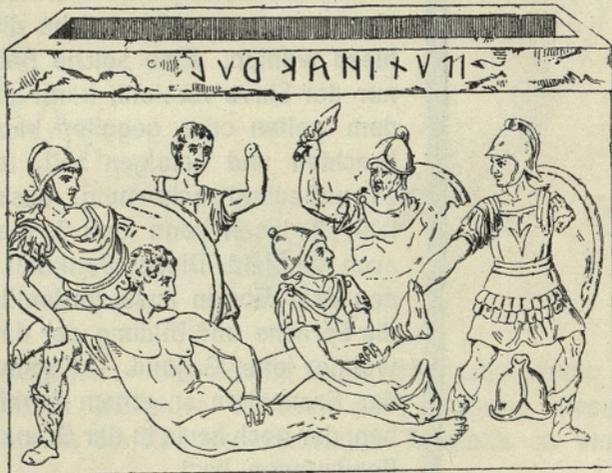
Die Zahl dieser Denkmäler hat dermalen schon 7000 erreicht, es ist also ein Beweismaterial so verschiedenster Art vorhanden, das unmöglich einer Zufälligkeit oder bewussten Mystifikationen zugeschrieben werden kann, also zweifellos als altersecht angesehen werden muss; allerdings gehört der grösste Teil dieser Denkmäler sprachlich nicht mehr dem Slavischen an, sondern ist schon teilweise lateinisch oder durch die lateinische Sprache korrumpiert; aber an dem alten Alphabete wurde strenge weiter gehalten.

Das auf der Tafel III ersichtliche „Etrurische Runenalphabet“ vermittelt die Möglichkeit der Nachprüfung der nachfolgend erläuterten Denkmäler. Dieses Alphabet darf jedoch durchaus nicht als vollständig oder für alle Fälle als vollgültig angesehen werden, denn ein solches lässt sich erst zusammenstellen, bis alle Denkmäler dieser Art lautlich und textlich verlässlich entziffert sind.

Der Sarkophag von Perugia.

Bei Perugia (alt: Perusia) wurde ein marmorner, etwa 1 m hoher und noch etwas breiterer Sarkophag gefunden, in dem mutmasslich einst eine hohe Persönlichkeit beigesetzt wurde. Auf einer Breitseite befindet sich in Relief eine nackte männliche Figur, welche

Fig. 1.



von fünf Kriegern römischer Tracht gemartert, d. h. lebend zerstückelt wird. Die sprechende Szene klärt überdies die angebrachte Aufschrift „*iputin a krul*“ (= Statthalter und König). „*ipat*“ wird im Russischen noch heute als Funktionsname für den Statthalter angewendet;

„krul“, sonst „kral, kralj“, ist aber allen Slaven noch immer als Bezeichnung König geläufig. —

Tatsächlich spielt sich in der Geschichte Perusias eine ähnliche Episode ab, denn im perusinischen Kriege soll Oktavian am 15. März 40 v. Chr. nach der Kapitulation der Stadt 400 vornehme Perusiner und darunter wohl auch den König, haben martervoll hinrichten lassen. Es ist daher möglich, dass unser Relief am Sarkophage (Fig. 1) direkte an jenes Ereignis anspielt, denn die Stammbewohner Perusias können damals noch nicht latinisiert gewesen sein, und dass dies Patroklos wäre, wie man gleichfalls annimmt, ist ausgeschlossen, da er nicht solchen Todes starb.

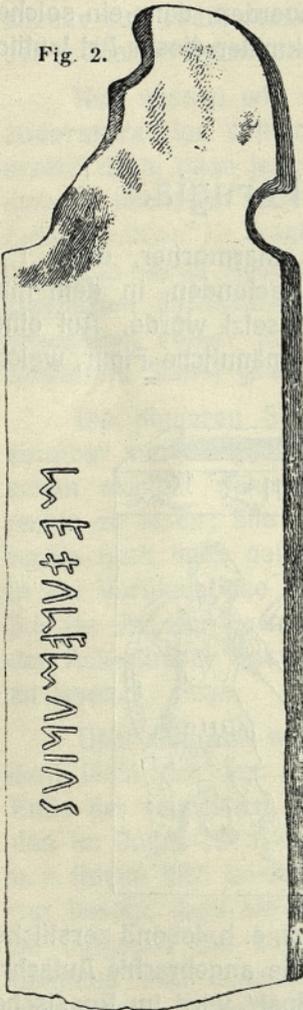
Der Grenzstein von Rocchetta.

Beim Dorfe Novi nächst Rocchetta (Mittelitalien) wurde ein Grenzstein mit der Aufschrift „*mezu ne munjus*“, d. h. „versetze nicht die Grenze“ („*meza*“ = Grenze; „*ne*“ = nicht; „*munjati*“ = hin- und herbewegen) gefunden (Fig. 2). — Für jeden Fall entspricht diese Lesung auch dem praktischen Zwecke und der Tendenz desjenigen, der ihn herstellen liess, denn wer auf einem Grenzsteine eine Warnung anbringen lässt, kann nur eine solche dieses Sinnes hiezu wählen. Eine solche Belehrung, die nur der Slave versteht, kann aber auch nur dem gelten oder gegolten haben, der sie beachten und befolgen soll, und dazu ist es unbedingt notwendig, dass er 1. dort lebt, 2. lesen kann und 3. diese Sprache auch versteht. Dieses Denkmal sagt uns in den drei Worten ausserordentlich viel über die Sprache und Bildung der damaligen Bewohner jener Gegend. — Tatsächlich wurde der Grenzstein an einem Punkte ausgegraben, der noch heute in der Grenzzone zweier Besitzungen liegt.

»Mužina« - Spiegel.

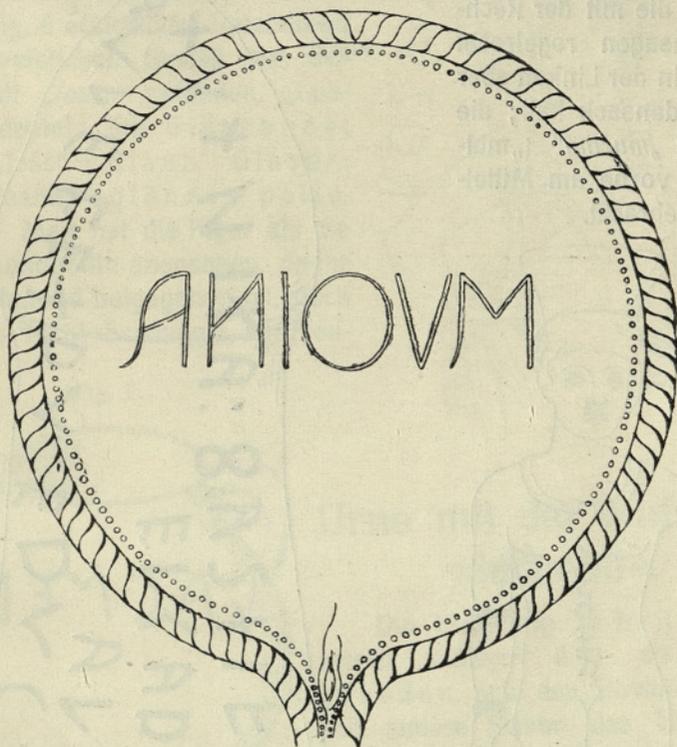
Auf etruschem Gebiete wurden mehrere Metallspiegel gefunden, die alle in der Mitte oder am Rande der

Fig. 2.



Spiegelfläche das Wort „*mužina*“ oder „*mutjina*“ (von rechts nach links zu lesen) auffallend gross aufgeschrieben haben. Dieses Wort bedeutete einst augenscheinlich so viel als: „Prostituierte“ oder doch etwas organisch Ähnliches. — Das Wort kommt in dieser Form im Lateinischen nicht vor, obschon „*muto*“ (= männliches Glied) eine verwandte Bedeutung hat; hingegen haben die meisten slavischen Sprachen, wie die slovenische in „*mošnja*“, die böhmische in „*mošna*“ und das Russische in „*motnja*“ (= Hoden, Hodensack) noch nahezu

Fig. 3.



formgleiche Begriffe. — Die Schrift selbst trägt schon mehr den griechisch-cyrrillischen Charakter, obschon die Erzeugung dieser Spiegel sicherlich noch in die Zeit der römischen Republik zu verlegen ist.

Man schrieb bisher diese Spiegel *Mutina*, einer gallischen Stadt zu und meinte, die Aufschrift sei nur die Erzeugungsmarke. Dass diese Annahme unlogisch ist, muss schon der Umstand beweisen, dass keine Fabrik ihren Firmadruck in der Mitte eines Gebrauchsspiegels anbringen wird, und noch weniger schafft sich jemand einen Spiegel an, der durch eine Reklameschrift in seiner Bestimmung

illusorisch wird. — Es waren dies wohl Steckschilder einzelner Heträen, wobei die Aufschrift schon deshalb auffälliger war, weil sie einen spiegelnden Untergrund hatte, was ja heute in gleicher Weise bei Reklame- und Firmaschildern vielfach angewendet wird. (S. Fig. 3.)

»Mužina«-Figur.

Noch sprechender bestätigt diese Auslegung die in Fig. 4 abgebildete, eine nackte weibliche Gestalt darstellende Statuette, die mit der Rechten sozusagen regelrecht salutiert, in der Linken aber einen Hodensack hält; die Aufschrift „mužina“ („mutjina“) ist vorne am Mittelbeibe angebracht.

Fig. 4.

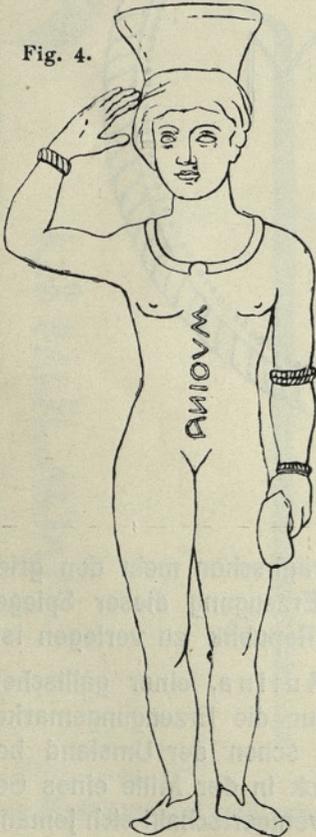
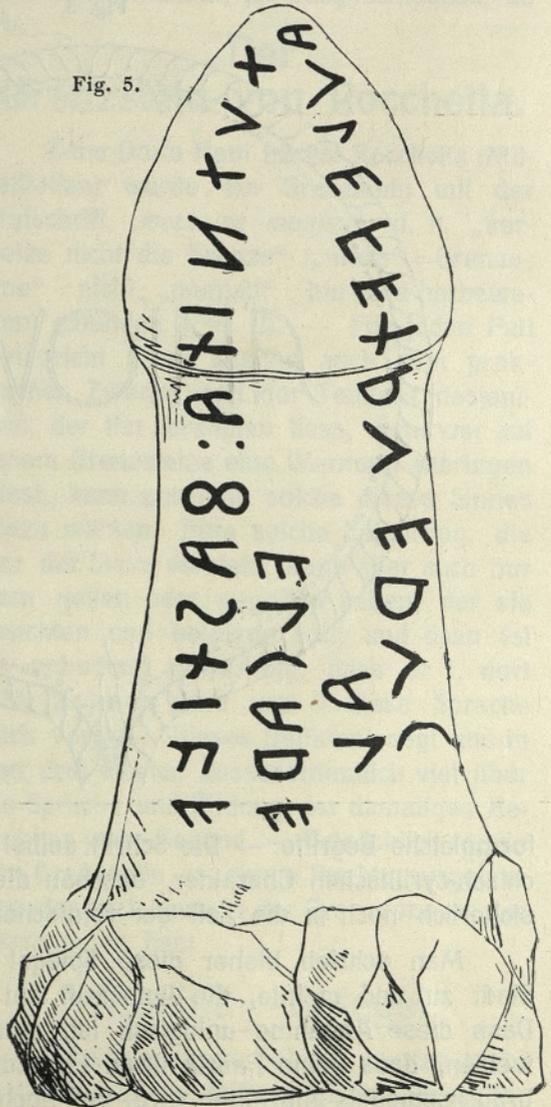


Fig. 5.



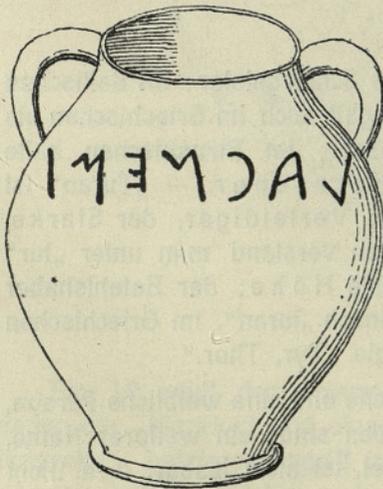
Die alten Etrusker waren in derlei Dingen äusserst realistisch.

Sehr häufig war auch an Freudenhäusern ein männliches Glied in Steinskulptur an der Hausecke angebracht. Ein solches Reklamezeichen zeigt z. B. Fig. 5, das auch eine Inschrift trägt, doch ist der Text, der nach dem normalen Alphabete als „*tut nita phastiv velka reala ule vetru eruk*“ nicht voll verständlich ist, obschon er verschiedene slavische Begriffe enthält, zumal man hier nicht sicher ist, in welcher Reihenfolge die Zeilen zu lesen sind.

»Losna«.

Auf einem Metallspiegel wurde die in Fig. 6 ersichtliche Darstellung einer weiblichen Gestalt mit der Beischrift „*losna*“ gefunden. „*Losna*“ bedeutet: die Glänzende; slov. „*lošč*“ = Glanz, Glasur; russ. „*losnit*“ = glänzen, polieren. — Man hat die Figur als die einer Mondgöttin angesehen, da ihr ein Halbmond beigegeben ist, doch ist dies nicht besonders überzeugend.

Fig. 7.

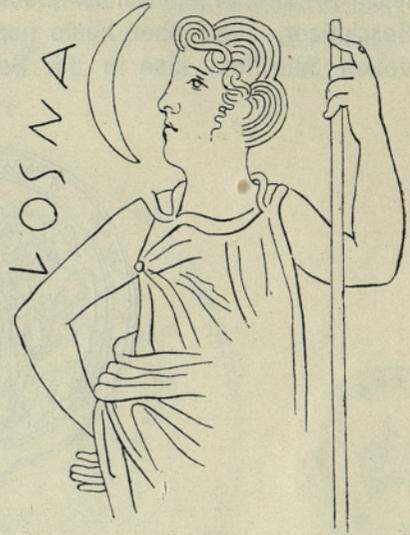


für Getränke, Salben und die Grablampe beigegeben waren.

Metallschalen mit Inschriften.

In Italien sind zahlreiche Metallschalen mit Gravierungen und Reliefs gefunden worden, die man allgemein als Trink- oder Opfer-

Fig. 6.

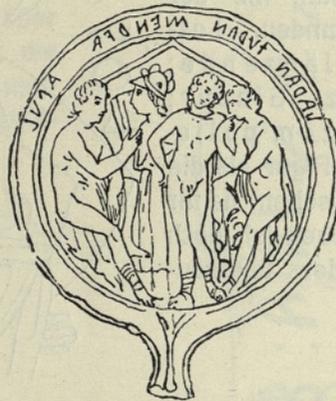


Urne mit der Aufschrift »lačnemi«.

Die Urne (Fig. 7) trägt die Aufschrift „*lačnemi*“ d. h. dem Hungern, wie der Slovener, Böhmer und andere Slaven das Wort noch heute gebrauchen. Man sieht daraus, dass die Urnen sonach nicht nur zur Aufnahme von Asche, sondern auch zur Verwahrung der Wegzehrung dienten, sowie oft auch weitere Gefäße

schalen, lat. als „*patra*“ bezeichnet. Auf der Innenfläche sind meist altklassische Mythologiemotive zu sehen, denen Aufschriften beigegeben sind, die sowohl lateinische wie griechische Götternamen, als auch reinslavische Begriffe enthalten. Fig. 8 zeigt z. B. vier Personen (drei männliche und eine weibliche), die als: Laran, Turan, Menrva und Apul in etruskischen Runen beschrieben sind. Die Namen „Menrva“ (Minerva) und „Apul“ (Apollo) sind leicht erkennbar; Laran ist jedoch im Slavischen gleichbedeutend mit Beschützer, wird aber heute nur mehr für einen solchen von wertvollen Schriften, also in der Bedeutung Archivar gebraucht. Im

Fig. 8.



Lateinischen galten die „*lares*“ auch als Schutzgeister; im Baltischen ist „*lar*“ gleichbedeutend mit Burg, und galt auch im Griechischen als identisch mit Akropolis (z. B. „*Larissa*“); im Etruskischen hatte „*lar*“ die Bedeutung: Herr, Fürst, Herrscher. — „*Turan*“ ist ein Hoheitsbegriff, der etwa: Kämpfer, Verteidiger, der Starke, der Mächtige bedeutet. Im Keltischen verstand man unter „*tur*“ noch: Berg, verteidigungsfähige Höhe; der Befehlshaber eines solchen festen Platzes hiess demnach „*turan*“, im Griechischen „*Tyrannos*“, in der deutschen Mythologie „*Tyr, Thor*.“

Fig. 9 zeigt gleichfalls drei männliche und eine weibliche Person, die mit „*Apulu*“ und „*Zemla*“ beschrieben sind; ein weiterer Name, der sich noch sonst wiederholt vorfindet, ist nicht lesbar, d. h. nicht verständlich (*vuvluis*?); der vierten, sitzenden Gestalt ist kein Name zugefügt. — Neu ist hier der Begriff „*Zemla*“ (slav. Erde) für die Frauengestalt; es scheint jedoch, dass dies die ursprüngliche Form der mythologischen „*Semele*“ — die zu Staub Gewordene — war, wobei der Slave eine überraschende etymologische Übereinstimmung wahrnimmt, denn „*zmeljem*“ (= ich mache zu Staube) „*semleti*“,

rechtfertigt tatsächlich den mythologischen Untergang Semeles, denn sie wurde von Zeus Blitze zu Staub verzehrt. — Man muss daraus schliessen, dass die griechische Mythe bereits ein posthumer etymologischer Erklärungsversuch des Namens „Zemla“ ist, denn dieser selbst war im Anbeginne nur der weibliche Hoheitsname des „Sem, Zem“. Es scheint also, dass die griechischen Theogenetiker aus den vorgefundenen Hoheitsnamen der Urbevölkerung unter Mitwirkung der unverstandenen sprachlichen Basis ihren Olymp konstruierten, ebenso wie sich der gleiche Vorgang später bei den Germanen nachweisen lässt. —

Fig. 9.

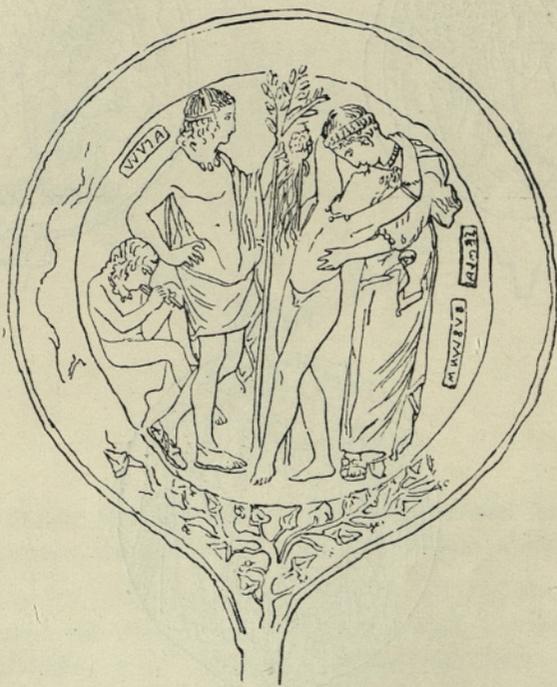


Fig. 10 zeigt den „Hermes“ und die „Menerva“, die Fig. 11 wieder die „Menrka“ und einen Genius oder Engel mit der Beischrift „lazaveku“. Letzterer Begriff ist wieder ausgesprochen slavisch und bedeutet „laza“, welcher auch in vielen anderen Verbindungen vorkommt, Verkünder, Überbringer, Spion, „vijek“ = Rat, Beschluss, Entscheidung, sonach ist „lazaveku“ = Überbringer einer Botschaft, Verkünder eines Beschlusses o. ä. und ist in allen bekannten Darstellungen als eine Jugendgestalt mit Flügeln zu sehen. (Ver. Hermes = Götterbote.)

Fig. 12 stellt Gestalten dar; die — von links nach rechts — als: Eris, Menrka, Herkul, Eris beschrieben sind. — Hier fällt besonders der Name „Herkul“ auf, der etymologisch nur: Held, Führer, Grenzverteidiger bezeichnen kann, wobei „ger“ (oder „her“) die Wurzel bildet, und diese war im Keltischen gleichbedeutend mit Grenze. Die Begriffe: Heros, Herr, Herzog,

Fig. 10.



Fig. 11.



Fig. 12.

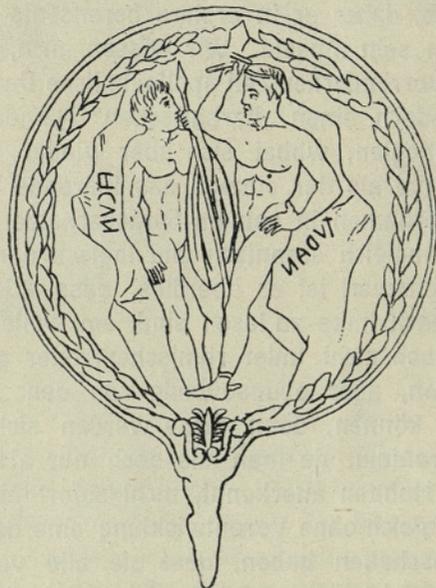


Kerl, Geront, herec (böhm.), gero (lat.), gerob (slav.) u. a. m. bestätigen dies; desgleichen sind die Namen: Hera, Hermes, Hermas, Hermann, Hermine, Eris, Erka (Herche), Erinnyen u. a. des gleichen Ursprungs. Auch die römische Schwurformel „me Hercle“ („mehercle“) enthält daher nur die Anrufung eines Mächtigen oder Schützenden.

Die Schale (Fig. 13) trägt die Inschriften „turan“ und „akun“. Was letzterer Begriff bedeutete, ist dermalen noch nicht klargestellt; jedenfalls stand er aber einst auch als Hoheitsname in Verwendung,

denn in Norwegen hat sich von altersher der Name „Hakon“ als Eigenname für die Könige daselbst traditionell erhalten. Augenscheinlich besteht hier eine sprachliche Verwandtschaft mit den griechischen „hágios“, d. i. der Geheiligte, der Geweihte. — Da die slavischen Sprachen die Vokale „a“ und „e“ im Anlaute eines Wortes meiden, dürfte die Originalform wohl „okun“ gelautet haben.

Fig. 13.



Schalen dieser Art, die bereits in den Museen und auch bei Privaten der ganzen Welt zerstreut sind, gibt es eine ziemliche Menge.

Die erwähnten mythologischen Namen lassen aber den Rückschluss zu, dass sie nicht ganz zufällig mit dem Slavischen zusammenhängen können, d. h. sie deuten unbedingt dahin, dass sie älter sind, als die Zeit der Kultusblüte der Griechen und Römer, denn in letzterem Falle hätte man doch auch die griechische oder lateinische Schrift angewendet, und sicherlich nicht die Runen. Sind demnach diese Schalen etruskischen Ursprungs, so wohnten schon weit früher, als die Römer mächtig geworden sind, Slaven in Etrurien, die Gottheiten oder hohe Standespersonen dieses Namens verehrten, und da die bildlichen Darstellungen eine hohe Kunstfertigkeit erkennen lassen, müssen diese Bewohner zugleich eine hohe Kultur besessen haben; andernfalls ist es völlig unerklärlich, wie reinslavische, d. h. einzig

nur dem heutigen Slaven verständliche Wörter hier eingraviert worden sein konnten, denn alles Unverständliche kann und darf man doch nicht konstant, so bald es ein slavisches Gepräge annimmt, als Fälschung brandmarken.

So haben wir bis jetzt ausschliesslich nur den griechischen „Apoll“ gekannt, sehen aber jetzt, dass es schon vor der Bildung der griechischen Theogonie bei den Slaven einen „Apul“ in menschlicher Fassung gab, daher er in erstere bereits als fertiger Gott aufgenommen worden sein musste. Wir wissen auch, dass „keltische“ Völkerschaften in vorrömischer Zeit apolloähnliche Darstellungen kannten, denen sie jedoch einen „barbarischen“ Namen, wie: Belenus, Grannus u. a. beilegte, wobei sich aber wieder der „Zufall“ einstellt, dass der Slave als der einzige das klärende Verständnis auch für alle diese Götternamen in seinem Sprachschatze besitzt und dass diese Etymologie zugleich organisch und logisch damit im Einklange steht. — Bemerkenswert ist es überdies, dass alle diese Schriften noch von rechts nach links zu lesen sind, ein weiterer Beweis, dass die Fundobjekte noch nicht unter römischem oder griechischem Kultureinflusse standen, aber ebensowenig von den „eingewanderten“ Slaven herrühren können, denn diese werden sich bei ihrem vermeintlichen Barbarentum, da man sie doch nur als Hilfsvölker und Gepäckträger der Hunnen anerkennt, nicht sofort eine eigene Schrift zurechtgelegt und gleich ohne Vorentwicklung eine derartige kulturelle Selbständigkeit geschaffen haben, dass sie alle vorgefundenen Bildungsmittel unbeachtet gelassen hätten. Übrigens rühren viele dieser Funde aus jenen etruskischen Städten her, die von den Römern zerstört wurden, also sicherlich bis zu ihrer Auffindung ohne Unterbrechung vergraben lagen, sonach Fälschungen ausgeschlossen erscheinen. —

Auffallen mag auch der, wenn zwar nebensächliche Umstand, dass hier in den Darstellungen des menschlichen Körpers zumeist die männlichen Personen nackt dargestellt erscheinen, die weiblichen jedoch mehr oder weniger reichlich bekleidet. Dies ist aber auch vollkommen richtig, denn auch die Studien der ägyptischen und altgriechischen Skulpturen zeigen, dass einst als das Ideal körperlicher Schönheit und Vollkommenheit gerade der männliche Körper angesehen wurde. Es scheint daher, dass auch schon die Etrurier den weiblichen Körper für allzu weich in seinen Linien ansahen, und dass es sich ihnen dabei durchaus nicht um den Kult der Nacktheit handelte, sondern überhaupt um die Darstellung eines Körpers von Kraft und Ebenmass im allgemeinen.

Kameen.

Im Etrurischen wurden auch zahlreiche Kameen mit Aufschriften gefunden. („Kamee“ ist ein Slavismus, entstanden aus „kamen“ = Stein.)

Die Fig. 14 zeigt Herakles, der sowohl durch die Inschrift „herkle“ sowie das umgehängte Fell des Kytharronischen Löwen erkennbar ist; er schlägt hier mit der Keule den „kukne“, d. i. den berühmten Wegelagerer Kykno nieder, was die Herakles-Mythe auch richtig bestätigt.

Fig. 14.



Fig. 15.



Die Fig. 15 trägt eine Schrift zur Schau, die schon der griechischen ähnlich ist, die Inschrift ist als „sihan, cihan, cikan“ zu lesen; die Gestalt daneben stellt augenscheinlich einen Bettler dar. — Die Slaven verstehen unter „čigati, čihati“ auf etwas warten, lauern, also hier: auf Almosen. Der besonders aufdringliche Bettelcharakter verschaffte sonach den Zigeunern, welche von den Slaven ja als „cigan, cikan“ bezeichnet werden, diesen berechtigten Namen, der sich seine vermutliche Urform sonach im Slavischen bis heute rein erhalten hat. — Ebenso ist es aber möglich, dass hier „sigan“ vorliegt, wie der Slovener den schwer Almenden, den Asthmiker nennt, und wofür auch der Deutsche den Begriff „siech“ hat, denn zu betteln pflegt nur jener, der nicht arbeitsfähig ist. Der so gravierte Stein kann sonach einst auch irgendeinem Wohltäter der leidenden Menschheit gewidmet worden sein.

Bei diesen Kameen geht die Schrift schon von links nach rechts, was dazu berechtigt, sie für ein jüngeres Kulturdokument anzusehen.

Der Grenzstein von Monte Pore.

Im Jahre 1866 wurde auf dem Monte Pore, dem 2405 *m* hohen Gebirgsmassiv an der österreichisch-italienischen Grenze eine quadratische Säule aus dolomitischem Sandstein gefunden, die auf zwei

gegenüberliegenden Seiten der Länge nach mit Inschriften versehen ist. Der Stein wurde von einem Bauern etwa 80^x von der höchsten Spitze entfernt gefunden und war es augenscheinlich, dass er vom Scheitel einmal herabgeköllert sein muss.

Fig. 16 (Vorderseite).



Die Inschriften wurden sogleich als rhäto-etruskische bezeichnet, deren Inhalt konnte jedoch nicht entziffert werden. Die auf der Vorderseite der Illustration ersichtliche Inschrift ist etwa als: „*nos čine mezne i vovaikos nizica dikoi*“ zu lesen; einzelne Zeichen hievon sind allerdings nicht verlässlich zu nehmen, da deren lautliche Bewertung

Fig. 16 (Rückseite).



nicht genau festgestellt ist. Die Slavizität der Inschrift lässt sich jedoch aus den drei ersten Worten ziemlich sicher annehmen, denn „*nos čine mezne*“ versteht jeder Südslave als: die Nase bildet die Grenze. Tatsache ist, dass der Monte Pore noch heute einen nasenartigen Ausprung des österreichischen Gebietes in das italienische macht, d. h. die Grenze zieht sich hier südlich um den Gebirgsstock herum.

Die Inschrift auf der Rückseite ist dermalen gleichfalls unverständlich. Auf beiden Steinen muss es aber auffallen, dass sie am

Schlusse-Zahlen beigegeben zu haben scheinen; z. B. auf der Rückseite: XVII. Es ist daher möglich, dass der Stein selbst hier einen wichtigen Grenzscheidepunkt kennzeichnete und zugleich über das Wegmass nach zwei Richtungen orientierte.

Auch die Etymologie bestätigt dies, denn Monte Pore heisst etwa: Gebirgspfad (griech. „πόρος“). Die alten Talbewohner wissen noch zu erzählen, dass über diese Höhe seinerzeit der Weg ins Ampezzo-Tal führte. — Ein weiterer Name des Monte Pore ist „Frisolet“, was wohl nur ein slavisches „Brezole“ in romanisierter Form sein dürfte, umsomehr als alle slavischen Ortsnamen dieses Gebietes als solche trotz der Verballhornung leicht erkennbar sind, wie z. B.: „Cernadoi, Livina, Brenta, Glevazza, Lagosello, Posalz, Costa u. a. —

Der Stein kam nach der Auffindung in den Besitz des Gymnasiums in Bozen und befindet sich heute daselbst im Stadtmuseum.

Das Mumienband in Zagreb.

Ein ungewöhnlich wertvolles Denkmal der altslavischen Sprache enthält das mit etruskischen Runen beschriebene Mumienband im kroatischen Landesmuseum zu Zagreb.

Als Denkmal der altslavischen Sprache kann es deshalb bezeichnet werden, obschon die Schrift zum Teile schwer lesbar, zum Teile inhaltlich noch nicht gelöst ist, weil das Land so viel prägnante slavische Begriffe enthält, dass die Slavizität des Textes begründetermassen nicht angezweifelt werden kann. Überdies haben wir schon etliche slavisch-etruskische Schriftlösungen vorausgesendet, um zu beweisen, dass es solche gibt und dass es sehr erfolgversprechend dünkt dem etruskischen Sprachrätsel von jener Seite näherzutreten, die trotz ihres einladenden Naheliegens noch niemals berührt wurde, d. i. von der slavischen.

Um das Jahr 1865 brachte ein kroatischer Priester von seiner Reise aus Ägypten eine dort erworbene Mumie mit, die er sodann dem heimatlichen Museum spendete. Diese Mumie, eine jugendliche weibliche Person darstellend, hatte eine Anzahl von Leinwand-Bandagen, die mit etruskischen Schriftzügen versehen waren, was man allerdings anfänglich gar nicht bemerkte, als man diese vom Körper loslöste, weil sie durch die Verwendung des Asphaltes beim Einbalsamieren geschwärzt waren.

Man nimmt nun allgemein an, dies sei eine Binde, deren Text mit der Person der Mumie im organischen Zusammenhange steht,

was auch kaum anzuzweifeln ist. Bei den Ägyptern war es eine Sepulkralstätte, dem Toten Schriftrollen beizugeben, die eine mehrweniger ausführliche Biographie des Verstorbenen enthielten. Ansonst hat man *ad hoc* solche Daten auch auf die Leinentücher geschrieben, und wurde vielleicht schon eine Menge von solchen Schriften bei der Blosslegung von Mumien gefunden, aber bisher nicht beachtet. Die Einwendung, dass hier die Schrift im Verhältnis zu einem Totleintuche zu klein gehalten sei, hat nichts zu sagen, denn wir wissen ja auch nicht, ob nicht das ganze Leintuch so beschrieben war, weil man über die Verstorbene, die wohl einer vornehmen Familie angehört haben mag, viel zu sagen hatte. Weshalb dieses beschriebene Leinentuch nun sozusagen zeilenweise in Streifen zerrissen wurde, ist schliesslich auch erklärlich, wenn man erwägt, dass dem Texte keine Einbusse geschieht, wenn die Streifen, ihrem Texte weiter folgend, um den Leib von oben bis unten gewickelt wurden, dann dass es sonst überhaupt nicht möglich ist mit einem ganzen Leintuch eine dichte Bandage um ein so unregelmässiges Objekt, wie es der menschliche Körper ist, anzulegen. Für alle Einwendungen dieser Art gibt es demnach immer irgendeine natürliche Erklärung.

Wir kennen aber etwas Ähnliches noch heute bei den Slaven selbst. In Mähren hielt man seit jeher, namentlich in der Hana, dann bei den Slovaken und Walachen viel auf die sogenannten „uvodnice“. Es waren dies normal $2\frac{1}{2}$ m lange und 2 m breite Leintücher, die in der Mitte mit verschiedenfarbiger Seide kunstvoll gestickt waren und zur Aussteuer jeder Tochter des Hauses gehörten. Man bewertete sie als Hochzeits- oder auch als Taufleintücher. Die Braut trug dieses Tuch zusammengelegt bei der Trauung; darin trug sie auch ihre Kinder zur Taufe, und darin wurde sie auch — namentlich bei den Walachen bis in die jüngste Zeit — begraben. Die Leintücher hatten aber auch Schriften und Zeichen, die wir heute gar nicht mehr lesen können, d. h. es wurden da jedenfalls immer weiter uralte Muster kopiert, bis mit der Zeit die Kenntnis des Originaltextes selbst in Vergessenheit geriet; trotzdem handelt es sich da nicht etwa um gleiche Schriften. — Dass demnach bei den Slaven tatsächlich und soweit bisher bekannt, bei dem weiblichen Geschlechte die Sitte herrschte, die Leichen in Leintücher mit Inschriften zu wickeln, steht hiemit zweifellos fest.

Mit der Entzifferung unseres Mumienbandes beschäftigten sich bisher hervorragend J. Krall („Die etruskischen Mumienbinden des Agramer Nationalmuseums“, Wien 1892) und G. Herbig („Die etruskische Leinwandrolle“, München 1911) und waren die beiden schon